

# Das Werk

Monatsschrift der „Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft“

XII. Jahrg.

Düsseldorf, August 1932

Heft 8

## Von deutschem Wesen.

*Lautes Selbstgefühl im Glück und melancholische Selbstquälerei im Unglück: das eine wie das andere ist ein deutscher Wesenszug. Ein Äußerstes hier wie dort. Dazwischen aber entsteht die Untreue gegen sich selbst — eine Untreue, mit so vielen Opfern ruhigen Glückes erkaufte, daß sie tiefere Bedeutung haben, daß sie Treue zu etwas anderem sein muß: Treue zum Schicksal.*

*Niemals schilt der Amerikaner, der Engländer, der Franzose sein Land. Er mag Regierungen grollen und stürzen, niemals aber setzt er sein Volk herab. Der Deutsche tut es unablässig. Mutter Deutschland hat Unzufriedenheit in sein Gemüt gelegt und duldet es, daß die Unzufriedenheit sich gegen sie selbst richtet. Das ist abscheulich. Doch ist in dieser Abscheulichkeit eine eigene Art von Gottesfurcht.*

*Deutscher sein, das heißt unruhig in sich selbst sein, es heißt, in dieser Unruhe maßlos werden. Beständig sucht der Deutsche die Form, immer wieder sprengt er aber auch die gefundene mit Ungeduld. Dienend, leidend entwickelt er höchste Geduld, in dem Wortsinne, daß er zu dulden weiß; herrschend aber greift er von einem zum andern. Diese Unrast ist seine Genialität. Kein Volk fällt so von einer Anstrengung in die andere, von einem Extrem ins andere.*

*Mutter Deutschland aber blickt mit Sibyllenlächeln auf ihre durch Himmel, Welt und Hölle ruhelos schweifenden Kinder, auf alle, ob sie ihr nun Segenswünsche sprechen oder ihr fluchen. In ihrem Antlitz ist das selige Leidenslächeln der Madonna und das Grausen der Meduse. „Alldulndend, gleich der schweigenden Mutter Erde, und allverkannt, wenn schon aus ihrer Tiefe die Fremden ihr Bestes haben.“*

*Eines Tages kam es den Deutschen, die bis dahin ein Agrarvolk gewesen waren, in den Sinn, sie müßten eine Industrie haben. Und in wenigen Jahrzehnten hatten sie eine, hatten sie so vielseitig und leistungsfähig, daß sie zur Wirtschaftsgefahr für benachbarte Industrieländer wurde, daß der Weltneid erwachte und nicht ruhte, bis dem Riesenerfolg der Weltkrieg erklärt worden war.*

*Künftigen Feinden die Waffen schmieden: das ist deutsch. Deutsch ist es auch, die Heimat abenteuerlüstern hinter sich lassen, in der Fremde die Mutter vergessen, verleugnen, in anderer Völker Wesen aufgehen — und dort Samen pflanzen. Deutsch ist es, alle Schlagbäume in die Höhe zu werfen, wenn von draußen der Geist Einlaß begehrt, und dann das Fremde mit einer Hingabe zu lieben, daß der eigene Charakter in Gefahr gerät. Weitherzigkeit und Unendlichkeit hat der Deutsche von der Mutter im Blut. Aber auch die Gegenkraft: einen Eigensinn, dem die große Idee zur fixen Idee wird. Das können die Fremden nicht verstehen. Ein englisches oder französisches Talent dritten Ranges genießt mehr Weltruhm als ein deutsches Genie erster Ordnung. Man kann den Deutschen draußen nicht fassen, weil keiner, nicht einmal ein Deutscher, sagen kann: so ist der Deutsche, weil die Formen immer wieder die Form in Frage stellen, weil Deutschland immerfort wird und niemals ist.*

*Diesem schwersten aller Völkerschicksale gewachsen sein: das ist die Aufgabe. Die Einsamkeit in der Welt und im eigenen Volk ertragen lernen: das ist der Sieg. Schwindelfrei, wie die geflügelte Göttin auf der Kugel, das Ganze überschauen, den Graus der Geschichte mit derselben Gefäßtheit und ehrfürchtigen Neugier erleben, wie er in besseren Zeiten nur gedacht worden ist, an die Weltmission deutscher Problematik, an die höhere Sittlichkeit scheinbarer Charakterlosigkeit, an die Kraft in der Schwäche glauben, und alles das tätig tun, jeden Tag für verloren halten, an dem nicht irgend etwas getan worden ist: das ist, das sei das irdische Glück des in der Welt und im eigenen Lande einsamen Deutschen.*

Karl Scheffler.

# Zeitenwende.

Vom deutschen Schicksal und unserer Aufgabe.

Von Pastor Axel Werner Kuhl.

Vortrag, gehalten anlässlich der diesjährigen Hauptversammlung des Verbandes  
„Deutsche Frauenkultur E. V.“

„Das große Rad der Welt  
Wird umgehängt, vielleicht gar ausgetauscht,  
Und keiner weiß, was kommen soll.“

Dies Wort aus Hebbels „Nibelungen“ kommt aus einer Dichterseele, die selbst für die eigene Zeit von einem schauernden Ahnen um die Schicksale einer Kultur durchzittert wird. Das neunzehnte Jahrhundert hat mehrfach solche Stimmen hören können, die prophetisch eine Wende, ein Gericht über die Zeit ankündigten. Ob sie gehört und verstanden wurden, damals?

Uns Menschen von heute ist in tausend lebensnahen Erscheinungen greifbar geworden, was jenen noch ferne zu liegen schien. Bei uns ist umgekehrt die Gefahr gegeben, wir könnten an der eigenen Last, am eigenen Schicksal, an eigenen Problemen so schwer tragen, daß uns der weite Blick dabei verloren ginge. Wir stecken in unseren wirtschaftlichen Nöten oder in der Sinnlosigkeit einer verheßten, leer und betriebsam gewordenen Arbeit. Wir sehen die nächsten Nöte im engsten Kreis von Menschen oder das Problem, daß uns die Arbeit aus den Händen genommen und damit der Adel einer sinnvollen Eingliederung in ein Lebensganzes entschwunden ist. So sind wir in der Gefahr, in Einzeldingen festgehalten zu werden.

Und doch hat jedes Große, auch die Größe der Not, eine Kraft zu geben. Es weitet unser Wesen. Es weitet auch unsere Sicht. Alles Große stellt uns auf eine Höhe, und wir überblicken von da, wie vom Beobachtungsstand aus das Kampffeld, die größeren Zusammenhänge. Unser eigenes Einzelproblem wird als ein Glied unter vielen größeren Linien sichtbar. Zusammenhänge sehen heißt aber, den Weg zu einer Sinndeutung finden.

Vielleicht hat der Theologe Paul Tillich recht, wenn er einmal sagt: unter den Fragen, die unsere Zeit beschweren, steht, wie die Frage nach dem „gnädigen Gott“ zu Zeiten Luthers, so heute die Frage nach dem Sinn von Welt und Leben im Vordergrund. Soviel ist gewiß: wir könnten vielfach leichter den Gegenwartsnöten standhalten, würde uns die Schau auf den Zeitengang und seinen Sinn geschenkt.

Ist die Not, in der wir stehen, ein Letztes, ein Toteskampf unserer Kultur, wie es zu ihrer Zeit jenen Entthronten erscheint? Oder dürfen wir es mit dem Seher halten: geht unter tausend Wehen ein Zeitalter zugrunde, einem neuen Platz zu machen? Wartet auf uns das Grab oder die Schwelle zu wesentlichem Leben als bisher? Das ist die Frage.

Von verschiedenen Standpunkten aus hat man von einem Gang der Zeitalter, vom Werden und Vergehen der Epochen geredet, hat man unser Erleben in größere Beziehungen einzuordnen versucht.

Das fromme Nachdenken hat in dem Versinken dessen, was uns so sicher schien, das Endgericht Gottes erblicken wollen. Und es soll wohl so sein, daß in dem Wellengang der Mensch nach ewigen Felsen sucht. Aber wer das Endgericht in dem Heute zu finden meint, verzeitlicht, und das heißt: vermenschlicht, verkleinert den Gedanken der Kritik, die immer vom Göttlichen her über Menschenwerk ergehen wird. Auch in noch so hohen Zeitaltern, auch dann, wenn nun über

uns so etwas wie eine goldene Zeit hereinbrechen könnte, werden die Gottergriffenen von Gottes Gericht zu reden haben. Aber auch von Gottes immer neuschaffender Gnade.

Wenn von dem Meere her ein Sturm droht, so wissen wir Küstenleute es vorher; die Möven streben landwärts, Anzeichen dessen, was kommen soll, Vorboten der großen Wucht des Wetters. Solcher Sturmvogel hat das neunzehnte Jahrhundert manche erlebt.

Wir können an Paul de Lagarde denken und seine Kritik an dem Geist des neunzehnten Jahrhunderts, an seine glühende Sehnsucht heraus aus dem, was ihm morsch und zum Untergang reif schien. Der Name unseres schleswig-holsteinischen Landmannes Julius Langbehn, des Rembrandtdeutschen, taucht auf. Sein Blick für die Parallelität für verwandte Entwicklungsstufen und -richtungen auf allen Geistesgebieten offenbart den Seher, der ein lebendiges Gefühl für den Begriff „Zeitalter“ hat. Hier ist allerdings eines zu beachten: vielleicht war zwar bei den beiden Genannten das Bewußtsein stark, Abnung des „Ganz Anderen“ in ihrer Seele zu tragen. Ihr Gefühl verdichtete sich aber weniger zu einem Bewußtsein wechselnder Epochen überhaupt. Dafür haben wir andere Zeugen; wir greifen weiter zurück: Thomas Carlyles Zeitkritik! Wie Flut und Ebbe sieht er Epochen kommen und gehen. In Frühling und Herbst, Aufblühen und Verwelken sieht er die großen Gleichnisse auch für das geistige Leben der Jahrhunderte. Und der Inhalt seiner Kritik? Daß es in den letzten drei Jahrhunderten keine Gemeinschaft mehr gegeben habe — daß der jetzt herrschende Sinn, der alles nach Nutzen und eigenem Zweck einrichte, das Ferment der Zersetzung sei. So sieht Carlyle unsere Aufgabe darin, „Krieg zu führen gegen den Geist der Zeit“. Und er weiß die Zukunft kommen, in der der Phoenix sich aus der Asche seines Scheiters haufens erheben wird. Fliegen uns die Funken jenes Feuers nicht schon in die Augen? — Wir sehen noch weiter zurück: vor Carlyle hat Fichte seine siebenzehn Vorlesungen zur „Kritik des gegenwärtigen Zeitalters“ gehalten, ausgezeichnet durch die lebendige Vorstellung von Epochen der Geistesgeschichte, geführt durch das sichere Vertrauen auf den sinnvollen Ablauf und Wechsel der Zeiten, vor dem Hintergrund der kommenden Epoche der siegenden „Vernunft“ die Aufklärung und ihr Jahrhundert zeichnend als das „Zeitalter der vollendeten Sündhaftigkeit“. Und stehen wir nicht noch heute unter den letzten Auswirkungen jener Zeit? Suchen nicht gerade auch wir nach dem Vertrauen zu dem, was geschieht und geschehen soll?

Doch bleiben wir mehr in unserer zeitlichen Nähe: hart und scharf hat da Friedrich Nietzsche gesprochen. Man muß die Sammlung von Aphorismen, die unter der Überschrift „Der Wille zur Macht“ nach seinem Tode herausgegeben wurde, ein ganz geniales Handbuch der Zeitkritik nennen. Das „Zeitalter des Verfalls und der abnehmenden Lebenskraft“ geißelt er darin schonungslos. „Nihilismus Europas“, so nennt er mitten in der Welt, die sich auf der Höhe einer grandiosen Entwicklung fühlt, den Geist gegenwärtiger Naturwissenschaft und Politik, Volkswirtschaft und Kunst! Sein Denken kommt aus einem Vergleich der Jahrhunderte. Seine kraftvolle Prophetie aber wird deutlich an der einen schweren Notiz von der kommenden Zeit: „Eine ungeheure Be-

Saarburg  
a. d. Lenk.  
Radierung  
von  
L. Blum.



sinnung, nach dem schrecklichsten Erdbeben: mit neuen Fragen!" —

Von ihm hat der Zeitenkritiker gelernt, der unserer Generation die Augen öffnet, Oswald Spengler. Nach Spengler ist eine Kultur ein riesiges Lebewesen von geschlossenem Charakter und geschlossenem Schicksal, an einen bestimmten Boden gebunden, auf ihm werdend und vergehend. Das Abendland wird einmal untergehen, wie die anderen großen Kulturen auch.

Stehen wir mitten in diesem Untergang darin? Das ist die Frage, die uns Spengler brennend gemacht hat wie kein zweiter. Richtiger gesagt: Spengler gibt auf diese Frage eine erschütternd bejahende Antwort. Sie erwächst bei ihm aus dem mit der Unentrinnbarkeit eines Naturgesetzes gezeichneten Vergleich gegenwärtiger Zeitercheinungen mit dem, was bei den untergegangenen großen Kulturen vergangener Zeit kurz vor ihrem Ende sichtbar wird. Unentrinnbar scheint alles. Unentrinnbar die Anzeichen auch unseres Endes. Und doch ist für uns noch Raum zu Fragen. So fragen wir: gehört auch unser Volk ohne weiteres zu dem Mutterboden der Kultur, deren Sterben wir mitzuerleben glauben? Oder kam das, was die Kultur des Abendlandes ausmacht, als Fremdes zu uns? War nur der Schatten der nun sterbenden Kultur über uns, daß wir jetzt darunter hervorgehen und einen guten Teil unserer eigenen Zeit noch erwarten dürften? War hier nur eine Symbiose von Kulturen, eine Symbiose dessen, was wir „Abendland“ nennen könnten, mit dem, was unser eigen genannt werden darf, eine Symbiose, die sich nun lösen dürfte? Die eine Partnerin wäre zum Untergang, die andere zur Gesundung bestimmt, oder für beide käme eine Gesundung nur,

wenn so eine Lösung möglich wäre? Gibt es nicht Beispiele in der Geschichte, nach denen eine bewußte Abkehr von dem, was den Untergang beschleunigt, geholfen hat? Ist nicht auch sonst in der Geschichte eine Wiedergeburt möglich gewesen, ein Phoenixflug aus der Asche?

Mit solchen Fragen kann man das Buch vom „Untergang des Abendlandes“ aus der Hand legen, und es wäre dann doch im wahrsten Sinne des Wortes epochemachend, dadurch, daß es uns die Augen öffnete für den Blick auf die großen Gefahren, in denen wir stehen, daß es die „ungeheure Befinnung“ einleitete, von der Nietzsche sprach. Und die jetzige Zeitenwende wäre dann nicht nur Grab, sondern zunächst noch Schwelle?

Ein weiteres, positiv zu wertendes Geschenk hat uns Spengler gemacht. Er hat uns den Satz gelehrt und durch jede Seite seines Werkes belegt: „Alles, was überhaupt geworden ist, alles, was erscheint, ist Symbol, ist Ausdruck einer Seele“ — alles, der höchste Gedanke, den eine Zeit denkt, und das Gerät, das die Hausfrau zur Hand nimmt, der Plan der Kindererziehung und Grundriß und Aufriß im Bemühen des Architekten, Politik und Theater, Heereswesen und engste Lebensgemeinschaft zweier Menschen in Ehe oder Freundschaft. Allem liegt ein geheimnisvolles Etwas zugrunde, eine Form inneren Wesens, eine Grundhaltung des inwendigen Menschen. Und sie ist es, die Seele, die lebt und wächst, sich wandelt oder stirbt. Sie ist es, die wir an den Bildern des geschichtlichen Lebens ablesen lernen. Hier sind die Zusammenhänge, die wir suchen, hier die großen Linien, die etwas wie die Ahnung eines Sinnes auch in unserer Zeit auftauchen lassen. Der Sinn wäre Wandlung, nicht nur Tod?

Daß die innerste Seele unserer Zeit todkrank ist, wer wollte das leugnen? Wenn wir von der Krisis reden, so nehmen wir ja auch dieses Wort aus dem Sprachschatz des Arztes, der die Symptome des Todes und die Symptome des Lebens sorglich gegeneinander abwägt.

Symptome des Todes? Meine verehrten Zuhörer, eine Menschengruppe, die nicht mehr Freude hat an dem Leben der Nachkommenschaft, ein Volk, das nach Ausweis der Statistik in der Geburtenziffer mehr und mehr zurückgeht (die Statistik gibt nur die nackten Zahlen, sie ergreift nicht einmal die noch viel mehr erschreckende Tatsache, daß die Zahl der Geburten gesunder Rasse oft noch besonders tief steht) — was könnte deutlicher vom Sterben reden als diese Erscheinung auf dem Gebiet schon rein biologischer Fragen. Eine Zeit, die die Verbindung mit dem gewachsenen Boden verliert, die damit ihren eigenen Wurzeln ein gut Teil ihrer Lebenskraft entzieht — liegt nicht gerade in dem Anwachsen der großen Städte und ihrer Bodenferne, das nach Spengler anscheinend jede Kulturstufe der Spätzeit kennzeichnet, eben das Zeichen der Spätes, des Herbstes, der Entfernung vom Leben? Und wenn der lebendige Arbeitswille brachliegt, weil die gegenwärtige Ordnung wirtschaftlichen und technischen Lebens sie nicht mehr verwenden kann, all die Millionen, sie ausgeworfen hat aus ihrem Bereich, wie das Meer Lang und Getier, Muscheln und Trümmer in der Glutkante auf den Strand wirft? Symptome des Todes genug in der Krise!

Aber der Keim der Krankheit sitzt tiefer. Ohne Bild gesprochen: in der Seele des Abendlandes sind im Laufe der Jahrhunderte drei entscheidende Wandlungskräfte am Werk gewesen, die sie nun ihrem Ende nahebringen. Diese Kräfte traten auf, einst als epochemachende Erscheinungen begrüßt, einst mit Jubel gefeiert als große treibende Mächte. Nun sind sie bis zum Ende erlebt, bis auf die Neige ausgekostet, bis zum letzten zerdacht, bis zu den letzten Konsequenzen vorwärtsgetrieben und darum eben zum letzten bringend, eine Todesgefahr. Wir nennen sie und greifen damit zu dem, was zu den wichtigsten Grundlagen unseres Lebens immer noch gehört, unseres Lebens heute.

1. Technik heißt die erste Erscheinung. Im Zeitalter der Technik fühlte sich der Mensch immer stärker als Herrscher über die Dinge und Kräfte. Ihm hatte das beispiellose Vordringen der Naturwissenschaft die Möglichkeiten gegeben. Sie selbst war unternommen in dem unvergleichlichen Drang, sich die Welt dienstbar zu machen, war immer stärker in die Haltung geraten, in der der Mensch Welt, Natur und Kräfte als Dinge, gleichsam als tote Dinge behandelt, mit denen er schalten und walten will nach seinem Belieben.

Nun haben wir manches Beispiel aus der Geschichte, daß ein Herrscher, um Herr zu bleiben, der Sklave seiner Gefolgsleute geworden ist. Er mußte hierhin und dorthin Zugeständnisse machen und damit immer mehr von seinem Leben als Herrscher aufgeben. Das Bild, das er in dem Beherrschten vor sich zu sehen glaubte, wirkte auf ihn selbst zurück. So geschieht es auch in dem Zeitalter der Technik: in der Natur, die er beherrschen will, sieht der Mensch, dem Zahnradgetriebe gleich, ein mechanisches, lückenloses Zueinandergreifen von Ursache und Wirkung. Und nun wird alles Maschine, auch der Mensch, der sich die Natur in der Maschine glaubte untertan gemacht zu haben.

Wir sprechen von dem Menschen an der Maschine und fühlen doch: wir haben zugleich von uns allen gesprochen. Wir sind alle irgendwie am laufenden Band, eingespannt in das rasende Tempo unserer Zeit. (Es ist mir immer ein Zeitsymptom gewesen, daß sogar auch mein Beruf, der aus der Stille kommen und zur inneren Stille und Kraft führen soll, ganz und gar hineingerissen ist in das rasende Tempo, das unsere Zeit kennzeichnet.) Wir sind selber Spezialisten, jeder an seinem Teil, in einem engen Gesichtskreis dessen, was wir

wirklich beherrschen. Der Arzt, der Forscher, der Kaufmann, jeder hat sein kleines Fach, und in seinem Fach sein kleines Teilgebiet, nicht anders als der Arbeiter. Jeder verliert große Zusammenhänge aus den Augen — denn: jeder steht unter dem Einfluß der Organisation, des laufenden Bandes.

Das laufende Band hat eine Erfindung im Gefolge, den Typus. Typisiert sind alle möglichen Gegenstände, vom Messer und Löffel des täglichen Gebrauchs über die Möbel bis hin zum Hause, zur Wohnmaschine, Dinge, die, auswechselbar, eines wie das andere, ihre Herkunft von der Maschine nicht verleugnen. Wie fern ist das alles dem natürlichen, dem organischen Leben, wo eine Fülle der Mannigfaltigkeit gerade vom Lebendigkeit zeugt.

Und der Mensch in alledem? Ist es nicht oft, als hörte auch im Menschenwesen das Eigenartige, Eigengewachsene auf zugunsten einer Art von Typisierung auch des menschlichen Lebens? Geht damit nicht verloren, was erst den Wert des Menschen ausmacht?

Hat auch der Mensch die Ganzheit seines eigenen organischen Lebens verloren, seit ihn die Technisierung vom Boden alles Organischen, vom gewachsenen Boden mehr und mehr löste? Er funktioniert noch irgendwie, triebhaft, dumpf oder kämpfend, im Weltenlauf — aber Leben?

Nun möchte ich nicht mißverstanden werden! Ich rede hier nicht von der Technik als solcher. Ich rede von ihrer Überspizung. Technik im echten, weiten Sinne des Lebens hat es immer gegeben, seit der erste Steinkeil in Menschenhand wurde, und wird es immer geben, ein Sinnbild des Geistes, der über die Natur hinaus schaffen darf. Wollte uns die Beobachtung der Schäden, die die Überspizung der Technik angerichtet hat, zu dem Wunsche führen, alles das aus unserem Leben zu streichen, man müßte uns den Namen schwärmender Romantiker geben. Nur den alles beherrschenden Vorrang der Technik, die Prägung, die sie allem Leben gibt, meinen wir hier, wenn wir von dieser Grundlinie unserer Zeit reden. Daß sie so sehr alles beherrscht, das Menschliche, das Organische verdrängt, ist Ursache der Krankheit. Und dabei gilt die Feststellung: der Gedanke der Technik ist an eine Grenze gekommen, zu einem Ende durchgeführt. Nun steht der Mensch der Technik selbst an einer Grenze, über die es ein Weiter nicht mehr geben darf. Er, der Herr sein wollte, ist seinem eigenen eigentlichen Wesen entzogen worden.

Der Mensch gehört mit allem, was er ist und hat, dem organischen Leben an. Ist ihm aus den Verirrungen übersteigerter Technik eine Heilung bestimmt, so kann diese nur geschehen vom Organischen her. Das Schwergewicht des Lebens muß wieder zum Organischen zurückkehren.

2. Die Wurzel einer zweiten Erscheinung, die unserer Zeit zugrunde liegt, geht noch weiter zurück als die eben besprochene. Sie hat ihr deutlichstes Zeichen in dem Ruf der Französischen Revolution nach „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“. Mit welcher Inbrunst ist dieser Ruf weitergegeben worden! Mit welchem Gefühl der Morgenhelle, die man in den Kerker dummer Seelen brachte! Ich will hier nicht die politische Seite jenes einzelnen Ereignisses zeichnen. Der Wille zur Weltbeglückung spricht auch aus anderen Grundlinien jener Zeit, die sich selbst den morgenhellen Namen der Aufklärung gab. Bis in das einzelne Menschenleben hinein dringt der Wille jener Zeit. Das Glück des einzelnen Menschen, das Winkelglück des einzelnen Menschen wird das Ziel. Den schärfsten Gegensatz dazu hat Nietzsche ausgesprochen: „Was frage ich nach Glück, ich frage nach meinem Werke!“ Wir spüren ohne weiteres, welche innere Haltung uns wertvoller scheint.

Aber wir müssen noch weiter auf dem Gebiet des eigentlich geistigen Wesens jener Zeit vorwärtsdringen. Sie macht sich von ihrem Winkel aus ein Bild vom „lieben“ Gott zurecht, dessen Güte und Milde durchsichtig wird wie ein fühl-

Sommertagen über Rosen und gehegten Gärten. Dieser Gott hat jedem einzelnen Menschen den Einblick erlaubt in sein Tun. Die Welt wird durchsichtig und milde wie er, dem Menschen zugänglich wie er — was gäbe es, das wir nicht durchdrängen. Ja, die Welt ist nur wahr und wirklich, soweit sie sich unserem Maßstab fügt.

Nun ist aber das Leben in Wahrheit voller tiefer Geheimnisse, unberechenbar, undurchschaubar. Das macht gerade seine erschütternde Größe aus. Krieg und Not haben uns das näher gebracht. Wie weit geht die Aufklärung an der Wirklichkeit vorbei. Und unmerklich weicht die Wirklichkeit vor solchen Gedankengebilden der Menschen zurück und stellt sie bloß. Neben Faust, den Grübler, der mit den Rätseln und Wundern des Lebens ringt, leidend unter der Unfähigkeit, sie zu erkennen, aber doch von der Macht des Lebens getragen und dem Kern des Lebens irgendwie nahe, tritt die Gestalt Wagners, der Menschlein zusammenbraut und dabei doch, ach, so lebensfremd und lebensfern wirkt. Neben ihm baut sich der Historiker an, dem die Straßen Roms im Altertum geläufiger sind als die Stadt, in der er selber wohnt. Neben ihm aber auch der Volkswirtschaftler, dem alle Systeme bekannt und verständlich sind, der aber doch die Gegenwartsnot nicht meistern kann. Neben ihm der Ideologe in der Politik, oder der Erzieher, der nach dem psychologischen Schema mit den Zöglingen umgeht, bis zu dem neusten, der mit Freud oder Adler alle Geheimnisse der Menschenseele in der Hand zu halten glaubt.

Der wissende Mensch das Maß aller Dinge? Es ist klar, daß wir es hier mit einer Grundlinie auch unseres heutigen Denkens zu tun haben.

Die Wirklichkeit des Lebens aber will mit ganz anderen Kräften ergriffen werden. Sie fügt sich nicht so leicht. Ach, die tausend Fragen des Alls! Die Wirklichkeit des Lebens macht den lächerlich, der ihr mit der Geste des Alleswissenden gegenübertritt. Wie unendlich lächerlich müßte uns, wäre es nicht ein Symptom des Niedergangs, die Tatsache erscheinen, wie der Mensch der Aufklärung einmündet in ein Dasein voll Lebensangst. Der Mensch, der nach dem Glück im Winkel ausschaut, der Mensch, der von seinem Winkel aus in seiner kleinen, engen Sicht das große Geheimnis zu durchschauen glaubte, sucht nun mit allen Mitteln Sicherheit für sein Leben und alle Zufälle. Die „Versicherungen“ für alle Möglichkeiten — sind sie nicht ein beredtes Zeichen für das Ende, bei dem die Aufklärung angekommen ist? Wo blieb die durchsichtige, erfassbare, milde und gütige Wirklichkeit, wenn man sich gegen ihre Schläge mit so allzumenschlichen Mitteln zu wehren sucht?

Der erkennende Mensch das Maß aller Dinge? Ich möchte wieder nicht mißverstanden werden. Ich verachte nicht Vernunft und Wissenschaft, „des Menschen allerbeste Kraft“. Das „höchste Glück“ nicht nur, sondern des Menschen Adel schließt dieses ein, daß er „das Erforschliche erforscht“, wie Goethe es will. Aber es kommt auch hier wieder auf die Haltung an, in der er vorgeht. Das Forschen, das Wissen, das Erfassen dessen, was erfassbar ist, kann nur dann recht sein, wenn es ihn nicht hindert, im Gegenteil: wenn es ihn darin bestärkt, „das Unerforschliche ruhig zu verehren“.

Die unendlich enge Welt Kleinbürgerlicher Besserwisserei strafft sich selbst. Sie hält den Menschen auch in seinem Wesen klein und eng, egoistisch und lebensfern. Damit aber erstirbt das eigentliche Wesen des Menschen. Das erstarrt und wird groß und lebensmächtig erst da, wo es sich immer wieder dem überragenden Geheimnis gegenüber weiß, und nicht nur gegenüber, nein: eingebettet dem Geheimnis des Lebens. Der Mensch der Aufklärung muß verkümmern, wenn er nicht gesundet zur Ehrfurcht.

3. Ein drittes Bild füge ich kurz an. Es hat für mich seine Darstellung gefunden in dem Reiterstandbild Colleonis von

der Hand des Verrocchio in Venedig. Kraftstrotzend, ich bewußt, das Bild eigenen Lebens, das mit allen Fasern an dieser Erde haftet, auf diese Erde sich gründet. Das Standbild ist mir recht die Verkörperung jener Zeit, die sich selbst den stolzen Namen des Rinascimento, der Renaissance gegeben hat. Die Renaissance ist die dritte Erscheinung, die dem Geiste unserer Zeit zugrunde liegt.

Ein Krafttausch sondergleichen ist damals durch die Menschen gegangen. Die Entdeckung der Erde ließ dabei mit der Zeit den Himmel aufhören. Wer sich selbst betont, wer aus sich selber alles Recht schöpft, verliert, verlernt das Gebundensein an höhere Normen. Mit der Renaissance beginnt die Zeit der Säkularisation aller Daseinsgebiete, deren letzte Phase wir heute vor uns sehen. Die Wissenschaft, der Staat, die Wirtschaft, alles, alles folgt seinen eigenen Gesetzen. Der Mensch der Säkularisation erkennt keinen Willen über sich an.

Aber auch die irdischen Bindungen lockern sich, wo der Menschentyp der Renaissance herrscht. Wie ist damals der Riß durch ein Volk gegangen, der Riß, der die Träger humanistischer Bildung vom ungebildeten Haufen trennt. Wo blieb die Bindung an das Volkhafte auch in dem schlichsten Volks-genossen? Wie hat einen der großen Bejaher der Renaissance, Friedrich Nietzsche, die Betonung des selbstherrlichen Menschentums in Wahrheit einsam gemacht. Im Renaissance-typ hat jene besondere Ausprägung dessen, was wir Großkapitalismus nennen, ihren menschlichen Ursprung, wenn wir unter Kapitalismus die Tendenz verstehen müssen, Mittel des Lebens zu häufen ohne Verantwortung vor der Gemeinschaft. So hat auch die heutige Weltwirtschaftskrise eine ihrer wesentlichen Wurzeln im Typus der Renaissance. Den letzten Ausläufer dieser Richtung bildet, auf den ersten Blick eigenartig genug, der kollektive Mensch im Experiment des russischen Bolschewismus. Die absichtliche und gewollte Arbeit seiner Führer geht dahin, alle natürlichen Bindungen in Haus, Familie, Stamm, Kirche zu lockern, um den wurzellos und willenlos gewordenen einzelnen als Werkzeug in die Hand zu bekommen. Der bindungsfreie Mensch verliert die Gemeinschaft, er verliert aber damit zugleich seine Würde, sein eigentliches Leben.

So ist auch hier ein Weg zu Ende geführt. Er begann bei dem stolzen Krafttausch jener Frühe. Er endet in dem zum Sandkorn gewordenen Individuum, das bindungslos und sinnlos dem eigentlichen Leben entfremdet wurde. Eine Heilung kann auch hier nur kommen von dem Typus Mensch, der wohl die eigene Verantwortung liebt, aber sie, wie damals Luther, der Zeitgenosse und Gegenpol der Renaissance, gebunden weiß an den einen höheren Willen. Dieser Typus Mensch wird auch der Gemeinschaft ganz andere Kräfte zufügen, weil echte Gemeinschaft zu ihrem Leben gerade der Bindung bedarf an den Willen, der über den einzelnen, über der Gemeinschaft wirkt, ein Magnet, von oben her einem Haufen von Eisenspänen genähert, ein Formwille, zu einem Organismus die einzelnen Zellen des Baumes fügend. Kommt diese Heilung?

Symptome des Todes zeigen sich dem, der in unsere Zeit sieht, in erdrückender Fülle. In unseren Generationen sind wir Zeugen der schwersten Zuckungen. Die Gedanken sind bis zu Ende gedacht, bis dahin, wo sie sinnlos werden. Die Linien sind ausgezogen bis zu ihrer Grenze, über die es kein Hinaus mehr gibt. Es ist wirklich wie ein Todesurteil in der inneren Folgerichtigkeit, mit der hier ein Menschentypus, der sich ausleben wollte, sich ausleben im Sinne der drei geschilderten Zeitemwellen, bis hinaus an das Letzte gelangen mußte. Würsten wir von nichts anderem, wir müßten den Tod vorausagen. Was bliebe, wäre nicht der Rede wert, man sollte nicht mehr darauf hinsehen — so spinnt im „Wanderer zwischen beiden Welten“ Walter Fler den Gedanken vom Tode der Völker weiter, den Gottfried Keller im „Fähnlein der sieben Aufrechten“ ausspricht.

Aber wir brauchen nur den Gedanken zu denken, daß es unser Volk sein sollte, das so dahinsiechte. Wir brauchen nur den Gedanken zu denken, daß vielleicht die Nachkommen unseres eigenen Stammes, unsere eigenen Kindeskinde bald solchen Erlöschen bestimmt sein sollten — und wir suchten um so eifriger nach den Anzeichen der Gesundung im Angesichte auch unserer Zeit.

Ich will sagen, was mich doch wie Morgenluft anweht. Ich will die schwachen Symptome nennen, die vom Leben zeugen. Es sind schwache Anzeichen. Aber sie können uns wertvoll werden, wenn wir sie bemessen als Anzeichen dafür, daß ein neuer Typus innerer Lebenshaltung heraufkommt.

Es kam sich dabei natürlich nicht um eine Wende von heute auf morgen handeln. Wenn wir die Grundlinien unserer Zeit bis um vier oder fünf Jahrhunderte zurückverfolgen könnten, so wird auch das, was wir vom neuen Menschentypus zu sagen hätten, eine Sicht auf Jahrhunderte sein können.

Aber was sich uns da darbietet, sind tatsächlich die Anzeichen eines neuen Typus innerer Haltung. Es ist nicht mehr der Mensch, der Herrschaft will oder ärmliches Glück, der selbst Maßstab für Welt und Leben sein will und sich von Bindungen lossagt. Es ist nicht mehr der Typus des Anspruchs. Er gleicht vielmehr dem Krieger an der Front, der ein Höheres als menschlichen Willen und menschlichen Befehl über sich weiß. Er geht durch Hans Grimms Buch „Volk ohne Raum“ und siegt in ihm über die übersteigerte Kunst des Verfalls, der „Decadence“, im „Zauberberg“. Das Leben, das eingebettet ist in große organische Zusammenhänge, erwächst der Art, die sich in Selbstanalyse zergliedert und nur noch den Tod als Lösung aller überspizten Fragen kennt.

Wo Freude am Organischen, sehe ich Anzeichen des neuen Menschen. Jeder junge Arbeiter gehört zu ihm, der sich zu den Stadttrandsiedlungen drängt, weil er damit auf den gewachsenen Boden zurückfinden könnte. Und soweit uns unser Volk eine von der Schöpfung gewollte, organisch gewachsene Größe ist, soweit das gesunde Gefühl, ihm verbunden zu sein, den Gedanken an Partei, Organisation oder Zweckverband in die zweite Linie rücken läßt, sehe ich Schimmer des neuen Typus. Er drückt dem wissenschaftlichen Denken seinen Stempel auf, wo das Fragen nach mechanischen Ursachen der Goetheschen Art zu denken weicht, dem Sinn für Gestalt und Form, der Betrachtung des Lebens von Pflanze und Tier, von Steinwelt und Menschen in großen lebendigen Zusammenhängen. (Goethe, der Morphologe, ist, wie Spengler bekennt, der Führer seiner Philosophie!). Vollends tritt der neue Typus Mensch auf dem Gebiet der Maschine selbst der Mechanisierung des Lebens entgegen, auf dem Gebiet der Technik selbst. Ich sehe ihn in den Bemühungen, die im Rahmen sogar des Fabrikdaseins dem Menschen sein Recht geben wollen. Ich sah ihn selbst einmal am Werk, wo hinter dem laufenden Band eines lärmdurchratterten Fabrikraumes der Gabentisch vom Geburtstag einer Arbeiterin stand, wo Blumen am Fabrikfenster, die Kinder organischen Lebens, und frische Farben dem Auge und dem Herzen der Eingesperrten wohl tun wollten. Ich hörte ihn aus der Forderung sprechen, der Arbeit an der Maschine die Ergänzung durch Landarbeit in regelmäßigem Zeitenwechsel folgen zu lassen.

Und Ehrfurcht vor dem Geheimnis? Ich sehe den neuen Menschentypus an der Arbeit in manchem Kunstwerk der sogenannten neuen Sachlichkeit. War's noch dem Impressionismus angekommen auf den Eindruck, den die Welt um mich her auf mich macht, so hält mancher Künstler der jungen Generation horchend stille, sein Selbst vergessend, und etwas von der geheimnisvollen, großen, tragenden Wirklichkeit spricht durch ein Bild von Menschenhand. Und daß ich aus dem Reich des Gedankens Bilder nehme: mir scheint die

Theologie der Nachkriegszeit Symptome des Neuen zu bringen, wo sie sich scheut, in Formeln einzufangen, was unsagbar ist, wo sie etwas ahnt von dem „Licht, da niemand zukommen kann“. Erst recht aber wird mir das Neue deutlich in dem Ringen der Physiker um letzte Dinge. Hat doch das Nachdenken über den Bau der Atome, über das Wesen von Materie oder Licht zu der Erkenntnis geführt, daß solche Namen wie „Licht“ oder „Materie“ letzten Endes doch nur Namen sind, mit denen wir ein unsagbares Geheimnis benennen. Für den neuen Menschen hat die „Aufklärung“ und ihre düsterhafte, kleinbürgerliche Enge an Reiz verloren.

Aber auch der Individualismus, soweit er im Gefolge der Renaissance auflösend, gemeinschaftszerstörend wirken mochte, ist für ihn vorüber. Wie eine Befreiung wirkt es, wenn die Denker neuer Volkswirtschaftslehre als das Primäre im Leben der menschlichen Gesellschaft nicht mehr den einzelnen, sondern die Ganzheit hinstellen. Von dem Ganzen her, von dem Organismus her nimmt der einzelne erst seinen Sinn, seinen Wert und seine Bedeutung. Da hört das Winkelglück auf, da tritt das Überpersönliche an seine Stelle. Da ist der Weg zu dem, was von oben her Gemeinschaft bildet.

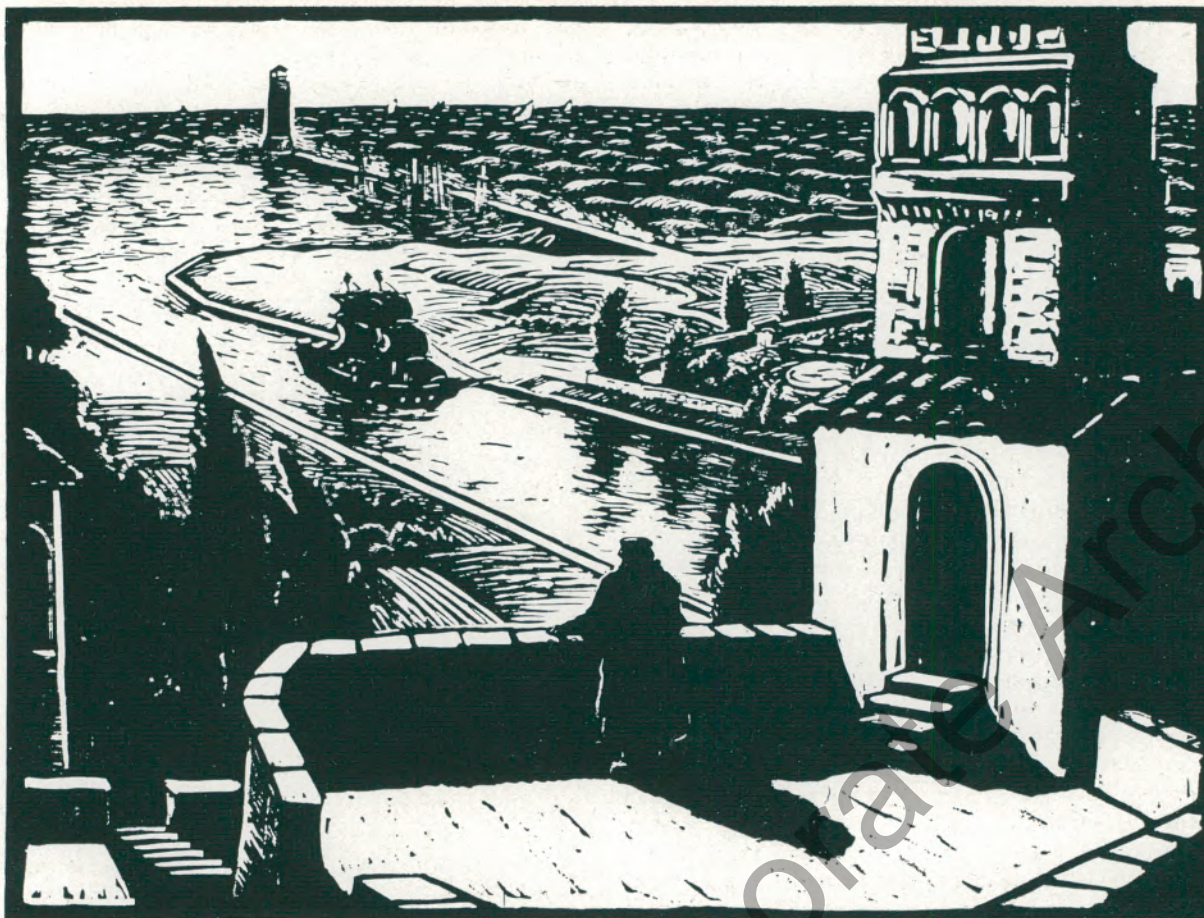
Wir dürfen von einem Typus reden, der sich gebunden weiß, einem Typus der Einordnung, des Gehorsams gegen überpersönliche Werte, der Ehrfurcht, der Freude an organischem Leben und Denken. Es hat diesen Typus auch während der vergangenen Zeiten immer wieder gegeben. Die Namen mancher Großen könnten wir hier nennen. Die Sturmvoegel, von denen ich sprach, waren von jener Art. Kommt aber nun die Zeit, wo dieser Typus mehr das Leben der Zeit bestimmt als früher? Wir schaffen seine Zeit, wenn wir uns bereithalten für ihn. Mehr können wir nicht sagen.

So ein Gedanke trägt leicht den Stempel von Passivität. Und zu dieser sagt nicht jeder gern Ja. Es ist aber die Einordnung, die gerade dadurch, daß sie zum Bereitsein bringt, den Lebensstrom stärkt, der das Neue heranzuführen will. Wo wir an den Grenzen dessen stehen, was Menschen leisten können, sollten wir warten lernen, sollten wir uns empfänglich halten.

Der Typus der neuen Zeit wird ohnehin die männlichen Tendenzen, die auf Tat, Eigenmacht und Schaffen drängen, vereinen mit den mehr weiblichen der Hingabe und des Wartens. Die Frau, wenn sie echte Frau ist, und das heißt: dem organischen Leben näher, wird ihn mit austragen, mehr als sie an den vergangenen Jahrhunderten bestimmend beteiligt gewesen ist.

So wäre aus kleinen Mosaiksteinen ein vollständiges Bild zu erraten, das Bild eines neuen Menschentums unter uns? So wären wir an einer Schwelle und nicht nur bei einem Grabe angelangt? So wäre die Zeit da, die Goethe wiesagte in dem jetzt viel angeführten Wort: „Ich sehe die Zeit kommen, wo Gott keine Freude mehr an der Menschheit hat und er abermals alles zusammenschlagen muß zu einer verjüngten Schöpfung.“ Die Schläge und Trümmer spüren wir! Auch die „verjüngte Schöpfung“?

Als der vergangene Typus begann, jauchzte einer seiner ersten und adeligsten Träger: „Es ist eine Lust zu leben, die Geister erwachen!“ Er ist in grenzenloser Einsamkeit gestorben. Stehen wir an der Schwelle der Zeiten, uns will dennoch ein solcher Jubel nicht von den Lippen. Wir stehen noch zu stark unter dem Eindruck, wieviel Opfer der Todeskampf des Alten mit sich reißt. Und das stimmt uns ernst. Soviel aber ist gewiß: die Zeit ist groß, durch die Möglichkeiten, die sie birgt. Möge sie das Geschehliche finden, das an der Aufgabe wächst, das Neue auszutragen und zu gestalten für eine gesunde Zukunft!



Holzschnitt von Prof. W. Klemm.

Sauft.

„Daß sich das größte Werk vollende,  
Genügt Ein Geist für tausend Hände.“

## Abschied von der Oberprima.

Von Dr. Paul Bülow, Lübeck.

Seltsam eigen ist mir ums Herz! Da sitze ich inmitten geruhssamer Behaglichkeit am Schreibtisch meiner Arbeitsklause, jenem Platz, an dem mir so oft die Gestalten meiner Schulklassen lebendig wurden, wenn ich die Korrekturen ihrer Arbeiten versah... Und nun heißt es Abschied nehmen, und dabei drängt es mich, meinen Oberprimanern, die an der rätselumwobenen Schicksalswende zwischen Jugendzeit und Lebenschaos stehen, in den letzten beiden Stunden unseres gemeinsamen Verweilens im Friedensbezirk unserer Schulklaue noch ein kernkräftiges Lebensgeleit zuzurufen. Und doch: wie schwer wird das einem Schulmeister in diesen notverhangenen Tagen gemacht! Wie sorgt, kämpft und blutet beste deutsche Jugend um ihren Lebensraum und Lebensatem! Da kommen bittere Erinnerungen an qualvolle Gespräche mit den bekümmerten Eltern; da sehe ich Tränen in den Augen derer, die wegen schlimmer wirtschaftlicher Nöte ihres Elternhauses zwangsläufig vom heißersehnten Lebenspfad fortgedrängt werden; da weiß ich die Jungen auf die Berufsämter eilen und Auskunft erheischen... Wohlmeinender und vielleicht auch wegweisender Bürokratismus auch dort — aber praktischer Erfolg? Die enttäuschte Klage eines meiner Achtzehnjährigen lautete: „Da schaffen sie nun Berufs- und Arbeitsämter, aber keinen Beruf und keine Arbeit für uns Jungen!“ Und durch die eigenen Unterrichtsstunden brach oft genug ein keckerischer Gedanke in mir durch: „Wozu dies alles? Wozu dies Mühen und

Arbeiten, wozu dies immerwährende Fordern, dieser eherne Arbeitsrhythmus für Schüler, denen angesichts des überall aufflammenden gebieterisch warnenden „Zurück!“ vor allen Berufssphären ebenso wie dem Lehrer das peinigende „Warum?“ auf den Lippen brennt!“ Was ahnt die Außenwelt jetzt von den erschütternden Tragödien in den Schulklassen! Man möchte es mit gellenden Sanfarenstößen hinaus verkünden: „Laßt eure beste Jugend nicht verderben! Ihr führt sie heuer ins Land Goethes, und braust den Schülern nach solchen Stunden des Mittags der rauhe Alltagslärm aus Ohr, zerschellt oft genug der Glaube an jenen idealistisch gestimmten Bezirk von Weimar.“ Ich hab's erfahren, welch ein Sorgen und Klagen, welch eine dumpfe Verzweiflung und Mutlosigkeit durch die Reihen unserer diesjährigen Abiturienten schleicht! Und dennoch: das letzte Lebensgeleit eures Klassenlehrers soll euch Jungen keine Anklage, keine Wehmut, keine Verzagttheit bringen... so werde ich morgen zu euch, meine lieben Jungen, sprechen:

Meine lieben jungen Freunde! Zum letzten Male stehe ich in diesen beiden letzten Deutschstunden Ihres Schullebens vor Ihnen. Es ist Brauch, daß lehrplanmäßiges Wissen in solcher bedeutsamen Abschiedsstunde schweigt. Mich erfüllt anderes, und so lassen Sie mich zum letzten Male alles das bekennen, was einen Schulmeister und insbesondere einen Klassenvater der Oberprima beim Anblick seiner Abiturienten gerade dieses Jahrganges 1932 bewegt. Meine Freunde,

vor neun Jahren traten Sie mit Ihren Sektanermühen strahlenden Auges zuerst vor mich hin, und am morgigen Examenstage werden Sie zum letzten Male den gewohnten Weg zur Arbeitsstätte Ihrer Schule wählen. Was liegt alles in diesen neun Jahren beschlossen — für Sie und auch für mich! Nur eine kleine Zahl ist unter uns dreizehn schon damals in unserer Klassengemeinschaft gegessen, viele wanderten ab, neue kamen hinzu, aber nun sind wir am Abschluß der Oberprima eine feste Schicksalsgemeinschaft, die gleiche Sorgen, aber auch gleiche Freude teilt. „Ein ewig Abschiednehmen — das ist das Leben“, hören wir den Dichter unseres „Schulmeisterlein Wuz“ bekennen. Ein solcher Abschied wie heute greift tief ans Herz. Schicksalsgemeinschaft waren wir bis heute und schon morgen trennen sich unsere Wege. Die Pforten der Jugend schließen sich hinter Ihnen, und Sie schreiten dem lärmenden Kampfplatz des Lebens entgegen. Das Leben ein Kampfplatz für alle — es geht bei aller festen Hoffnung und Zuversicht auf künftige Tage dennoch ein Zittern durch Ihre jungen Seelen... Sie haben mir in den letzten Wochen und Tagen viel vertraut von Ihren Sorgen und Nöten. Da sind Sie, mein lieber P., der nun den Widerstand des Vaters für das theologische Studium besiegt hat und zuversichtlich als einziger seiner Klasse als froher Musesohn auf eine von Deutschlands hohen Schulen zieht. Der einzige, betone ich! Da gedenke ich eben Ihrer, mein lieber Sch. und Pfl., die am liebsten die technische Hochschule besucht hätten und — was mich tief erschüttert — heute noch nicht einmal eine Schlosserlehre gefunden haben, weil in den Werkstätten tüchtiger Handwerksmeister die Arbeit schweigt. Und Sie, lieber B., eilen der Kunst entgegen, den erwerbslosen Vater daheim, und dennoch mit dem ungebrochenen Glauben der Jugend. Möge Ihnen der Weg zur Bühne nicht zu sehr mit Dornen übersät sein! Und alle übrigen wandern in die Kontore und Büros unserer alten Hansestadt...

Meine lieben jungen Freunde! Ich weiß, bei aller Freude über das erreichte Ziel liegen dennoch tiefe Schatten für Sie über dem morgigen Tag. Sie fühlen mit Bitterkeit: „Unser Vaterland braucht uns ja eigentlich gar nicht! Es verköst seine Jugend!“ Wehe, tausendmal wehe dem Land, das seine Jugend verrät! Da kommt mir im Augenblick die Erinnerung an eine der Stunden unserer Besprechung des „Faust“: Wir sahen den blinden Faust kraftvoll den Spaten ergreifen, um mit einem freien Volk auf freiem Grund zu stehen! Da traf mich unter dem Eindruck dieser Stunde ein Wort aus Ihrer Mitte: „Siedeln!“ Sie haben

unter sich über diesen Plan einer gemeinschaftlichen Klassensiedlung viel gesprochen. Es blieb ein Plan, mußte es bleiben — aber siedeln, das heißt ja nichts anderes als Wurzel schlagen wollen in der Heimat Erde, und dieser Wille blieb nach irgendeiner Richtung bei Ihnen bestehen. Gottlob hat ja jeder von Ihnen wenigstens eine Aussicht, für die allernächste Zeit an irgendeinem Platz geborgen zu sein und sein Schicksal von dort her meistern zu lernen. Lebens-

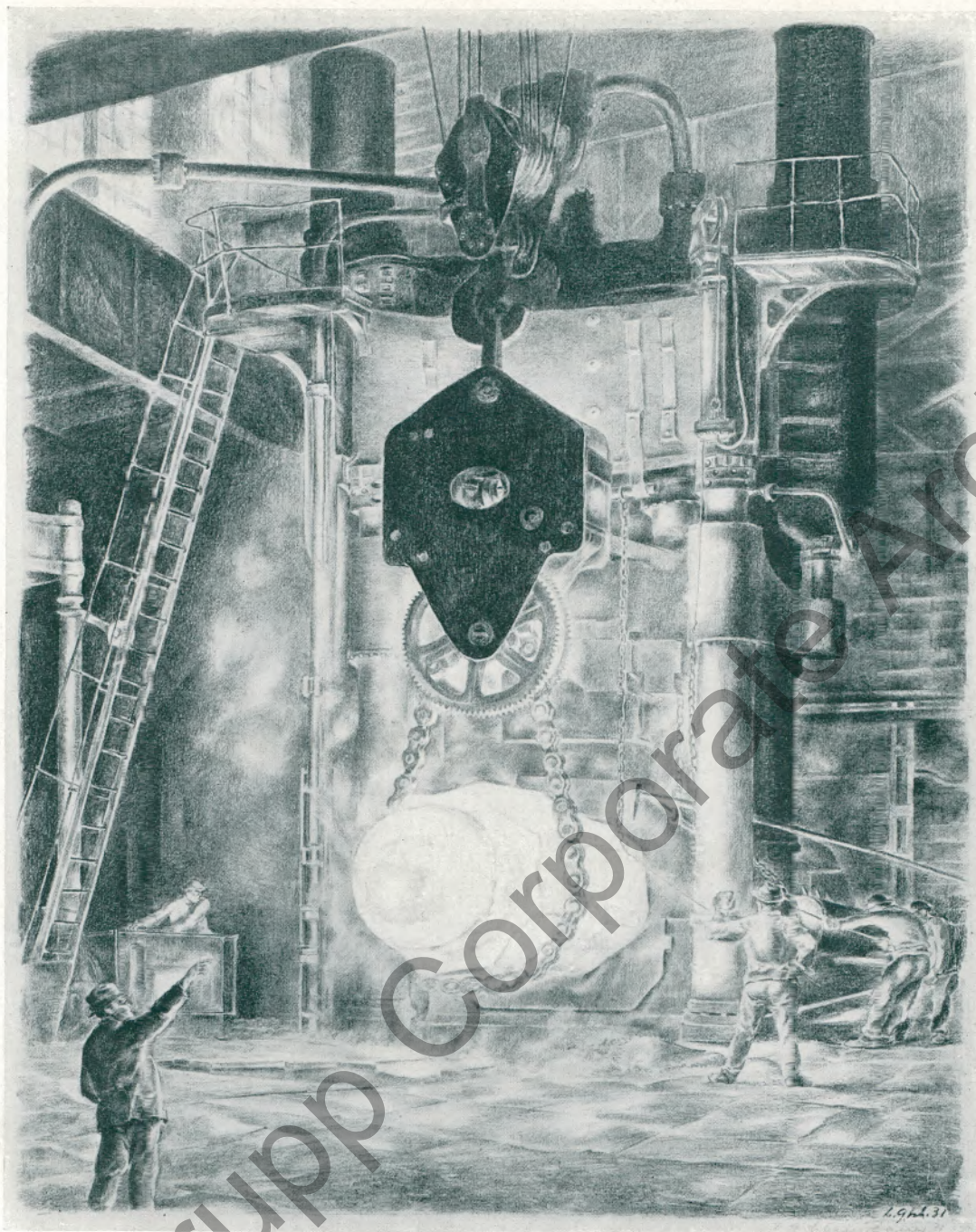
meistern — immer wieder hämmerten wir uns dies als Geheimnis unserer Geistesheroen ein: wenn Herr Waltherr von der Vogelweide singend und sagend durch Deutschlands Gauen zog; wenn Luther in stiller, aber schöpferisch tätiger Geborgenheit auf der Wartburg weilte; wenn Jung-Goethe die Stiegen zum Straßburger Heim Herders hinaufschritt; wenn Schiller in dürftigem Gemache seine unsterblichen Werke aufs Papier schleuderte; wenn Meister Bach an der Orgel von St. Thomas zu Leipzig zu Lob und Preis seines Gottes musizierte; wenn Beethoven die Töne seiner Neunten Sinfonie aus tiefsten Seelengründen aufjubeln ließ; wenn Cornelius Griebolt durch alle aufrüttelnden Schicksalswirren tapfer sein Dasein gestaltete — sehen Sie, nur an diesen wenigen Beispielen, die ich Ihnen in die Erinnerung zurückrufe, mögen Sie aufs neue Kraft und Mut schöpfen, diesen Nebel, der — ich möchte sagen — fast symbolhaft unsere Heimatlandschaft verhängt, mit dem unerschütterlichen Glauben jugendlicher Feuerseelen zu lichten.

Ihre Freude war meine Freude, Ihr Leid war mein Leid — nun schließt sich der Ring Ihrer Jugendtage, und von draußen her vernehmen Sie das Losen und Dröhnen aus wildem Lebens-

getriebe. Rätsel auf Rätsel, Hoffnungen und Ahnungen, Wünsche und Sehnsucht brennen in Ihren Herzen — Sie alle tragen ein tiefstverborgenes Geheimnis um jenes Leben, das Ihrer jetzt wartet. Und den Schlüssel für dieses Leben, ja, meine lieben Jungen, den halte ich nicht für Sie in der Tasche, den sollen Sie selber in ernstem Mühen und Streben suchen. Bis zu dieser Stunde durfte ich Sie geleiten mit Rat und Tat, mit Wissen und Belehrung — nun packt Sie mit rauherem Griff das Leben selber an, jenes so dunkel überschattete Leben, das es für Sie zu meistern und zu enträtseln gilt. Für diese Schicksalswende aber sei Ihnen, den Jungen der alten schönen Hansestadt, jene Worte Ida Boy-Eds gesprochen, die ich einst in feierlicher Stunde aus dem Munde der greisen Dichterin in ihrem Heim am Burgtor erlauschen durfte: „Arbeit entsündigt den Geist!“ Und das andere: „Tapfer gelebt, tapfer gestorben!“

*Ein Sumpf zieht am Gebirge hin,  
Verpestet alles schon Errungene;  
Den faulen Pfuhl auch abzuziehn,  
Das letzte wär das Höchsterrungene.  
Eröffn ich Räume vielen Millionen,  
Nicht sicher zwar, doch tätig-frei zu wohnen.  
Grün das Gefilde, fruchtbar; Mensch und Herde  
Sogleich behaglich auf der neusten Erde,  
Gleich angesiedelt an des Hügels Kraft,  
Den aufgewälzt kühn-emsige Völkerschaft.  
Im Innern hier ein paradiesisch Land,  
Da rase draußen Flut bis auf zum Rand,  
Und wie sie nascht, gewaltsam einzuschließen,  
Gemeindrang eilt, die Lücke zu verschließen.  
Ja! diesem Sinne bin ich ganz ergeben,  
Das ist der Weisheit letzter Schluß:  
Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,  
Der täglich sie erobern muß.  
Und so verbringt, umrungen von Gefahr,  
Hier Kindheit, Mann und Greis sein tüchtig Jahr.  
Solch ein Gewimmel möcht ich sehn,  
Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn.  
Zum Augenblicke dürft ich sagen:  
Verweile doch, du bist so schön!  
Es kann die Spur von meinen Erdetagen  
Nicht in Aonen untergehn. —*

(Goethe, Faust II, 5)



Schmiedepresse.

Lithographie von L. S. Schmidbauer.

## Jugendnot – Volksnot.

Von Dr.-Ing. e. h. Carl Arnhold.

Der Aufsatz des Herrn Studienrat Dr. Paul Bülow, „Abschied von der Prima“, hat für den ernstesten Leser die Bedeutung eines Dokumentes unserer Zeit, weil er aus der Sachkenntnis eines enger Beteiligten die beklagenswerte Lage auch unserer Abiturienten wiederum offenkundig macht.

Immer hat eine langjährige echte Lehr- und Lerngemeinschaft zu einer Lebensgemeinschaft geführt, die ihre segensreiche Wirkung für die weitere Zukunft der in der Schule betreuten Jugend erwarten ließ. Lehrer und Schüler konnten sich zum Ende ihres erfolgreichen Müheß um das Ziel des Abschlußexamens in der sicheren Gewißheit voneinander

trennen, daß der rüstig weiterstrebenden Jugend eine Welt sich öffnen werde, in der sie unter eigener Verantwortung den Aufbau ihres jungen Lebens selbst in die Hand nahm. Unter dem Wahlspruch: „Nicht für die Schule, sondern für das Leben lernen wir“, war sie bekehrt und erzogen worden. In der Erwartung, diesem Leben zu begegnen, mit dem Willen, sich auf seinem Plan zu erproben, ließ sie hinter sich, was sie bestanden, um zu einem weiteren Ziel voranzuschreiten. Der Weg war frei für den, der mit Fleiß und Gewissenhaftigkeit an die neue Arbeit ging und sich selbst zu führen verstand. Der Lohn seines Strebens war ihm gewiß.

Heute aber schließt für unsere Jugend, welche die Prüfung ihrer Schule bestand und persönlich die Anwartschaft besitzt, die gleiche Richtung einzuschlagen, wie es vor Jahr und Tag noch ihre älteren Kameraden taten, der erste entscheidende Abschnitt ihres Lebens nicht mehr mit der gleichen Aussicht auf Erfüllung dessen, was ihnen noch gewährt sein konnte. Das ist die Tragik, daß unsere heutige Jugend, die nicht lässiger gelernt und nicht weniger emsig das Schulziel erstrebte, am Tage der erlangten Reife und Bereitschaft, in das Leben hinauszutreten, den Weg gesperrt sieht, der sie weiter aufwärtsführen sollte.

Da taucht ihr doch die bittere Frage auf: Wozu die langen Schulbankjahre, wozu ein Lernen, das uns nach persönlicher Bewährung an dem, was man von uns erwartet hätte, das Leben nicht erschließt, das uns verheißend war? Die Tore sind verschlossen! Die Plätze sind besetzt! Ist das der Sinn des Lebens, für das wir strebend uns gerüstet haben, daß es am ersten großen Wendepunkt sich uns versagt? Sind wir zurückgesetzt von ihm und im Beginn schon überzählig, weil unsre Lebensjahre noch nichts zu bieten hätten, was des Gelingens und Vollbringens durch uns, die Jungen, wert und gewiß sein könnte?

Schwächer nicht und auch nicht schlechter als je ein junges Geschlecht ist unsere Jugend von heute. Gesunde Jugend erliegt nicht für immer der Resignation. Aber in der Stunde der Ermüdung und des Verzagens lastet Hoffnungslosigkeit um so schwerer auf ihr. Ist es ein Wunder, wenn sie in dem Erwachen neuen Kraftgefühls zu Widerstand und Tat sich dort einsetzt, wo die Erregung ihrer Leidenschaft im rücksichtslos geführten Kampf der Politik Genüge findet? Und wenn sie dann im unbeherrschten Augenblick auch nach dem Leben des politisch ihr verhassten Widersachers greift, so ist eben nicht Besinnung auf ein hohes Ziel — es treibt der Groll des bitteren Gefühls, im Augenblick doch keine bessere Verwendung für ein junges Leben zu haben. So, abgedrängt von ihrer Bahn, verfügt die Jugend über sich selbst, und in der eigenen Verwirrung setzt sie zum Dienst am mißverstandenen politischen Ideal, das ihr an Stelle des persönlichen Zieles geboten ist, zuletzt auch noch das Leben ein.

Wer nach diesem offenkundig äußeren Verhalten unsere Jugend einschätzt und mit dem ungerechten Urteil seines Nichtverstehens sich von ihr wendet, der hat sich schon an ihr vergangen. Sie selbst und ihre Lage ist ein besseres

Verstehen wert. Und wer nicht fühlt, was auf ihr lastet, wenn ihre Not der Gegenwart nicht sagt, was sich aus ihr schon für die Zukunft vorbereitet, dem mögen Zahlen die unsrer Zeit notwendige Erkenntnis bringen. Es ist hier doch einmal eindeutig klar die Sprache der Statistik, die uns zur rechten Zeit belehrt.

Schon seit geraumer Zeit ist Jahr um Jahr im Abgang von den Universitäten, ist überhaupt die Schar der Akademiker, die ihr Hochschulstudium mit dem Examenschein in der Hand

beenden, doppelt so groß wie die Zahl der Stellen, die zu ihrer Aufnahme jeweils offenstehen werden. Etwa 20 000 Akademiker werden jährlich „berufsfertig“, aber nur 8—10 000 steht eine Stelle zu praktischer Verwendung offen. Und wesentlich besser wird es in Jahr und Tag nicht werden, wenn auch, zuletzt erzwungen von der Wirtschaftskrise, inzwischen eine Rückbewegung in der Zahl der Studierenden zu beobachten ist. Aber das ist nur die negative Korrektur des unhaltbar gewordenen Zustandes unsrer Zeit, denn der Verzicht auf die Berufslaufbahn des Akademikers ist keine Hilfe, von der die Not befreit wird, die zu solchen Entschlüssen gedrängt. Die gleiche Zahl der „Abgewanderten“ erscheint auf einem anderen Teil des Arbeitsmarktes, und gerät damit nicht in eine bessere Lage. Denn dieser Markt, er ist der Platz der allgemeinen Arbeitslosigkeit.

Gegenwärtig sind in Deutschland, im Sinne des eigenen Erwerbes durch Berufsarbeit, vollverwerbsfähig an die 33,5 Millionen Volksgenossen. Darunter 5,7 Millionen unter 21 Jahren. Von der Gesamtzahl der Erwerbsfähigen zählen jedoch rund 6 Millionen als arbeitslos. Und hier wiederum etwa 1 Million im jugendlichen Alter. Rund ein Fünftel unsrer arbeitsfähigen Jugend ist also arbeitslos. Das ist die Zahl, die zu uns

spricht. Doch was sie wirkt, was sie bedeutet für das soziale Leben unsres gesamten Volkskörpers, dem wir alle angehören, zeigt unsren Augen schon äußerlich das gegenwärtige Straßenbild einer jeden Stadt. Es macht sich geltend in den politischen Versammlungen, in den Formationen der Parteien und Verbände, wo das jugendliche Element überwiegt. Da ist es überall das aktivste, weil das gläubigste, das opferwilligste, aber auch hemmungsloseste Ferment. Wer möchte darum dieser Jugend einen Vorwurf machen? Wer ihre Not als eine „Cache“ abtun, die ihn schon nichts mehr angeht?

Dortmund, den 12. März

Lieber Herr Arnhold!

Die immer weiter um sich greifende Wirtschaftskrise wird auch unsere Jugendausbildung stark beeinflussen. Wenn ich es auch als selbstverständlich betrachte, daß jeder Betrieb, jede Grube so viel an Lehrlingen und Bergjungleuten einstellt, wie nur eben möglich, so weiß ich doch, daß die Werkleiter sich nur schwer entschließen werden, in einer Zeit, wo alles unsicher geworden ist, langjährige Lehrverträge zu tätigen.

Jedenfalls werden Tausende von jungen Menschen beim Verlassen der Schule in diesem Jahr keine Arbeit finden. Sollte man nun nicht versuchen, diesen wenigstens eine Zeitlang irgendeine grundlegende Arbeitsschulung zu geben, sei es an Schraubstock und Hobelbank, sei es am Schmiedefeuer oder in der Formerei? Was die jungen Menschen dort lernen, werden sie im Leben immer gebrauchen können, ganz gleich, wie ihr Lauf später sein wird. Die Hauptsache ist, daß wir sie von der Straße kriegen, und ich glaube, gerade die Eltern werden uns auf diesem Wege gern helfen. An und für sich sind die Voraussetzungen für solche allgemeine Handwerksausbildung gegeben. Tausende und Abertausende von Werkstätten stehen frei, Millionen von Werkzeugen sind unbenutzt. Es sind auch genügend Fachleute da, die sich als Lehrer in den Dienst der Sache stellen können. Irgendeine gegenseitige Verpflichtung kann ja leider nicht zustande kommen. Ich denke aber, die Werke werden, wenn man sie richtig vorbereitet, bereit sein, ihre Arbeitsstätten für solche Ausbildung zur Verfügung zu stellen, wenn ihnen keine neuen Belastungen, die ja nicht mehr zu tragen sind, zugemutet werden.

Ich weiß, daß diese Anregung bei Ihnen auf fruchtbaren Boden fallen wird. Sie haben ja auch im Dinta alle Kräfte zur Verfügung, um solche Arbeit in Angriff zu nehmen und durchzuführen. Die Mehrarbeit werden Sie und Ihre Mitarbeiter gern auf sich nehmen, denn es geht ja um Deutschlands Jugend und darum um Deutschlands Zukunft. Also überlegen Sie einmal Mittel und Wege. Ich stehe Ihnen zu einer Aussprache immer gerne zur Verfügung.

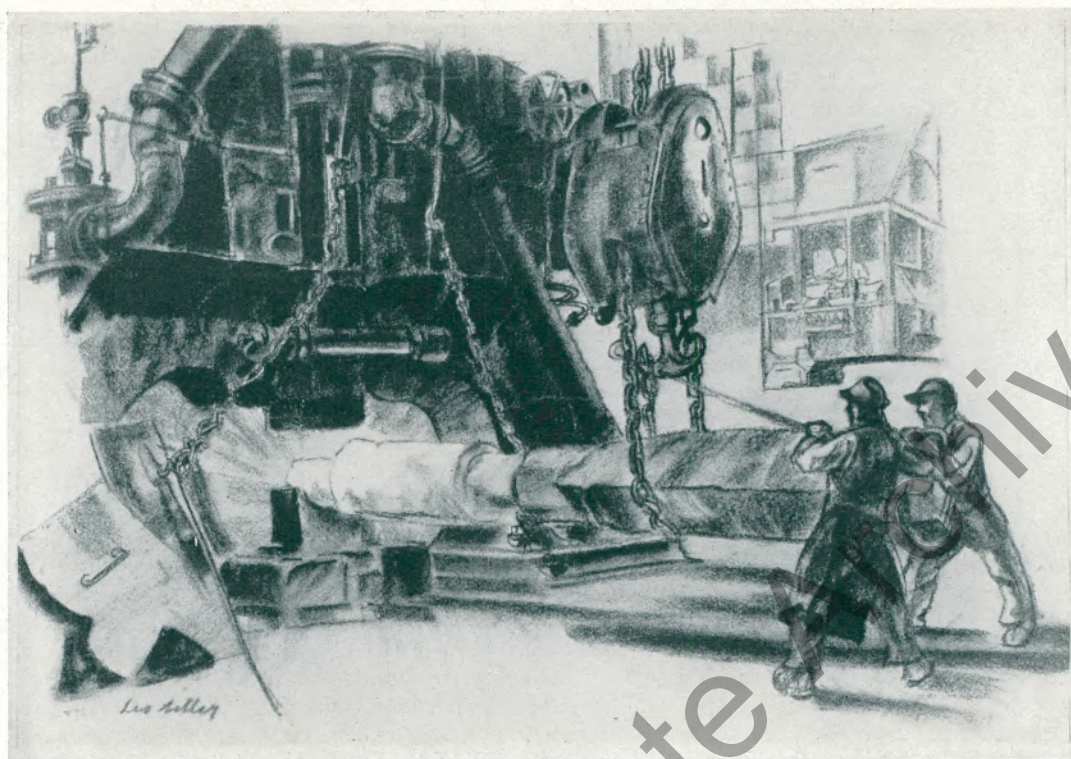
Freundlichste Grüße und guten Erfolg

Ihr A. Vögler.

Wir werden diese Lage unserer Jugend nicht begreifen und außerstande sein, ihr noch zu helfen, wenn wir nicht die ernste Gefahr erkennen, die dieser in sich widerspruchsvolle Zustand in seiner zwiefachen Bedeutung für Gegenwart und Zukunft birgt. Es ist dem größeren Teile dieser Jugend nicht vergönnt, gerade in den Jahren der entscheidenden Entwicklung sich an praktischen Aufgaben für das Leben selbst zu bilden. Es fehlt ihr ganz die Möglichkeit zur Pflichterfüllung gegenüber dem Gebot der Stunde, das in dem Sinn von Goethes Wort, daß „nicht die Betrachtung den Menschen macht“, ernstlich schon gar nicht mehr an sie gestellt sein kann. Daher der Rückschlag jugendlicher Phantasie in die spekulative Betrachtung, in die negative Kritik aus vorgefaßter Meinung, in das weite Reich der politischen Idee und zumal der politischen Utopie. Es liegt eine große Gefahr darin, daß dieser Teil der Jugend aufwächst, ohne an sich die zügelnden Einwirkungen verspürt zu haben, die von den Aufgaben und Arbeitsverhältnissen des praktischen Lebens ausgehen.

Zum anderen steht aber gerade diese in der Gegenwart „außer Kurs gesetzte“ Jugend vor besonders schweren und großen Aufgaben im Dienst des eignen Volkes. Im Kampfe um die politische Gleichberechtigung und die nationale Freiheit können wir auf ihren Einsatz nicht verzichten und für die Lösung kommender wirtschaftlich-sozialer Anforderungen ihre gereifte Kraft später nicht entbehren. Wir deuten damit an, was diese Jugend auf ihre Schultern zu nehmen haben wird, wenn in einer nicht allzu fernen Zukunft die zur Zeit schon bedenkliche Überalterung des deutschen Volkes sich in voller Breite sozial auswirken wird.

Deutschland, früher ein Kinderland, ist auf dem Wege, ein Land der alten Leute zu werden. Im Jahre 1925 hatten wir 3,6 Millionen, die über 65 Jahre zählten. 1931 waren es 4 Millionen, 1938 werden es 5 Millionen sein, 1946 an die 6 Millionen und 1960 schließlich 7 Millionen. Diese stetig zunehmende Altersschicht aber lastet auf einer immer kleiner werdenden Jugendschicht. Schon mit diesem zahlenmäßigen Abstieg des Anteils der Jugend am Gesamtaufbau unseres Volkskörpers kündigt sich ein Zustand an, der eine Schwächung des Volkstums bedeutet. Ihre Rückwirkung auf unsere Produktions- und Verzehrwirtschaft kann nicht ausbleiben. Wir werden sie auch verspüren an dem unerwünschten Wandel der kulturellen Bedürfnisse des deutschen Volkes. So ist also eine Entwicklung im Gange, die nicht nur eine Verlagerung der volklichen Energien, sondern auch eine stete Abnahme der nationalen Widerstandskraft zum letzten Resultate hat. Wie eine Sozialpolitik beschaffen sein muß, die diesem Zustand der gesellschaftlichen Verhältnisse sich gewachsen zeigen soll, ist heute kaum zu sagen. Aber das eine ist schon jetzt gewiß, daß unsere heutige Jugend mitten in diesen Umschwung hineingeraten und einen Standwechsel erleben wird, bei dem sie nicht heil davonkommt, wenn wir sie schon in der Gegenwart ihrem Schicksal überlassen.



Dampfhammer.

Zeichnung von Leo Adler.

Weil im Zuge einer jeden gesellschaftlichen Entwicklung die Jugend unsere Hoffnung auf das glückliche Bestehen auch der härtesten Proben der Kraft unseres Volkes ist, darum hat sie erst recht in dieser unserer Gegenwart den Anspruch darauf, daß wir ihr zur Seite stehen. Nicht nur mit dem theoretischen Verständnis für ihre zeitliche Lage, sondern auch mit der Entschlossenheit, die aus der Erkenntnis entspringt, was dem deutschen Volke bevorsteht, wenn diese Jugend versagt. Versagen muß, weil ihr nicht rechtzeitig geholfen wurde, sich für ihre Zukunftsaufgabe zu rüsten. So wird es zur nationalen Forderung, und es ist schlechthin die staatspolitische Notwendigkeit einer entscheidenden Gegenwart, daß wir uns über die Maßnahmen klar sind, die hier allein am Platze sind.

Erfreulicherweise setzt sich die rechte Erkenntnis hiervon immer stärker durch. Im ersten Anlauf war es schon eine Hilfsaktion, als das Reich, die Länder und Gemeinden im Zusammengehen mit der Reichsanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung durch Ausbildungskurse und Arbeitsgemeinschaften aller Art die Jugend wenigstens für eine gewisse Zeit von ihrer gänzlichen Beschäftigungslosigkeit befreite. Dazu schafft die neueste Verordnung zum freiwilligen Arbeitsdienst eine neue Möglichkeit zur erweiterten Aufnahme der dienstwilligen Jugend. Nicht zuletzt hat auch die Wirtschaft in der richtigen Einschätzung der unerschuldeten Notlage unserer Jugend bereits praktische Maßnahmen ergriffen. In einer großen Zahl von Industrierwerken des Westens, Oberschlesiens und Süddeutschlands wurde die „Vorlehre“ eingeführt, die zu Ostern 1932 ohne gegenseitige Bindung einen Teil der Jugend aufnahm, die nach dem Verlassen der Schule keine regelrechte Lehre finden konnte. Dieser Schritt wird unter allen Umständen seine segensreiche Wirkung haben. Und er war überhaupt praktisch notwendig, weil ohne Verzug dafür gesorgt bleiben muß, daß es bei einem späteren Wiederaufbau der Wirtschaft nicht an fachgeschulten Arbeitskräften fehlt. Gerade die deutsche Industrie wird in Zukunft noch mehr als jemals zuvor auf die Arbeitsfähigkeit und den Arbeitswillen eines tüchtigen Nachwuchses in ihren Werkstätten angewiesen sein, denn die Anforderungen an die Güte und Preiswürdigkeit unserer Produktion werden nicht kleiner, sondern größer sein. Und

der Kampf um ihren Absatz wird nicht leichter, sondern schwerer.

Wie die Vorlehre in ihrem Bereiche produktive Hilfe leistet, so tun das auch die inzwischen gleichfalls eingeführten „Weiterbildungskurse“, zwar in anderer Form, aber nach demselben Gedanken, junge Erwerbslose doch eine Zeitlang der Untätigkeit zu entreißen. Es handelt sich dabei um eine Art „Nachlehre“, denn die Beschäftigung dieser jungen Leute frischt ihr fachliches Können wieder auf und läßt sie mancherlei Neues lernen, was ihnen sonst nicht geboten wird.

Die Bemühungen des „Deutschen Instituts für technische Arbeiterschulung“ um die Einführung der Vorlehre und der Nachlehre sowie seine Anregungen aus der eigenen jahrelangen Erfahrung in der praktischen Arbeiterschulung begegnen zu unserer großen Genugtuung dem vollsten Verständnis und einer regen Hilfsbereitschaft in der Industrie. An vielen Orten ist man auf dieser Linie einer zielbewußten unmittelbaren Bekämpfung der Arbeitslosigkeit der Jugend weiter gegangen und hat, zum Teil auch im gemeinsamen Vorgehen mit dem Wohlfahrts- oder dem Arbeitsamt, leeresiehende Werkstätten wieder mit Maschinen ausgestattet, das notwendigste Material geliefert und auch Lehrpersonal gestellt. Nicht neue Werksbetriebe waren damit aufgetan, wohl aber sind Arbeitsstätten für junge Menschen geschaffen worden, die weniger der Hunger nach Bildung plagt, die vielmehr von ihrer Arbeitslosigkeit gepeinigt waren.

Wesentliche Erfolge sind schon erzielt worden. Wir sehen sie schon bestätigt durch die Regsamkeit der jungen Menschen und durch das lebhafteste Interesse, das sie auch einer ihnen bisher noch ungewohnten Arbeit entgegenbringen. Und nicht zuletzt an ihren aufgehellten Gesichtern ist zu erkennen, daß wir auf dem richtigen Wege sind. Aber die Gewißheit des hier gelungenen Werkes täuscht uns nicht darüber, daß wir erst vor der Hauptaufgabe stehen. Wohl ist die Richtung eingeschlagen, doch sind wir zur Zeit noch weit vom Ziel entfernt. Denn was auch von den Behörden durch Schaffung von Ausbildungskursen unternommen worden ist, was immerhin der jetzt umfassendere freiwillige Arbeitsdienst vermag und auch die Wirtschaft in ihrem eigenen Bereiche durchführt, nicht einmal in einer bedeutenden Weitung des bisher Geschehenen auf diesen Sondergebieten eignet Art ist die Arbeitslosenfrage praktisch zu lösen. Denn nach wie vor bleibt diese Arbeitslosigkeit im Lebensbereich des Volkes das Gesellschaftsproblem des vollstlichen Bestandes. Er wird nicht von außen her gewahrt, sondern ist nur zu sichern durch die Kräfte, die im Volke selber vollstlich lebendig sind und es geschichtlich gestalten.

Unmittelbar lastend auf 6 Millionen Volksgenossen und deren Familien, wird die allgemeine Arbeitslosigkeit wohl „anteilig“ im Haushalt und Geschäft der noch in Arbeit und Verdienst Stehenden empfindlich genug an Abgaben verspürt, die zu leisten sind, um das Leben der Arbeitslosen zu fristen. Das ist die materielle Seite der allgemeinen Not. Jedoch Abgabe und Unterstützung sind nur die stehende Einrichtung, die als Mittel zur Stillung der täglichen Bedürfnisse den Zustand selbst nicht ändert. Mit ihm nährt und erhält das Unwesen der Arbeitslosigkeit zuletzt nur sich selber. Ein Gebaren, das in dieser Weise auch für die Dauer nur das eine zustande bringt, daß sich ein äußeres Gleichgewicht zwischen materieller Not und ihrer hinlänglichen Behebung von Tag zu Tag mühsam erhält, muß schließlich zu der bequemen Auffassung führen, daß die Arbeitslosigkeit zuletzt selbst eine naturnotwendige Einrichtung unsres gesellschaftlichen Lebens sei. Und auch in Wirklichkeit müßte sie es zwangsläufig werden, wenn nur das Bedürfnis nach äußerer Ruhe, nur das Bestreben, mit einer leidigen Tatsache sich abzufinden, wenn die Unfähigkeit, weiter hinauszudenken, als die Anforderungen des Tages verlangen, als die einzigen Wider-

standskräfte zur Erhaltung des nackten Lebens übrigblieben. Aber gerade dies schwächliche Verhalten eines steten Zurückreichens wäre die sichere Vorbereitung des inneren Zusammenbruchs.

Was bisher zur Einschränkung der Arbeitslosigkeit vom Staat, von der Wirtschaft und vom freiwilligen Arbeitsdienst unternommen und geplant wurde, ist schon ein Damm gegen jene Katastrophenstimmung des Geheulassens und der Energielosigkeit. Er sichert ein Stück gutes Land gegen die verheerenden Wirkungen der Flut einer allgemeinen Not. Und gewiß ist dabei die Arbeitsbeschaffung praktische Voraussetzung für die unmittelbare Bekämpfung der Arbeitslosigkeit. Aber selbst wenn sie nach einem ausgezeichneten Plan durchgeführt würde und in ihrem Ausmaß einen heute noch nicht erwarteten Erfolg brächte, so bedeutete das gegenüber der Tatsache der gegenwärtig nahezu 6 Millionen deutscher Menschen ohne Arbeit doch nur einen zahlenmäßigen Rückgang. Daran wird sich grundlegend nichts ändern, solange die Zahl in unserem Denken dominiert und solange im Glauben derer, die sich um die wirksame Behebung der Arbeitslosigkeit bemühen, der Arbeitsbeschaffung die Wunderkraft eines Rezeptes zugeschrieben wird, das eine Erkrankung des gesamten Organismus zu beseitigen vermöchte. Unser Volkskörper, dessen Not so schwer ist und so gefährlich zu werden droht, weil sie ein organisches Leiden ist, kann aber nur gesunden, wenn er nach seiner ganzen Konstitution in Behandlung genommen wird.

Alle bisherigen Maßnahmen können doch nur den Erfolg haben, den eine umsichtig geleitete Verteidigung auf dem Flecke bringt. Die Entscheidung wird so nicht erzwungen. Sie zu unseren Gunsten zu wenden, genügt es nicht, jene „Detachements“ der einzelnen Hilfsaktionen mit besonderen Aufträgen hinauszusenden. Nur der organisierte Angriff aus allen Ausgangsgräben, nur ein Angriffsplan, der ein Ziel setzt, das jenseits des allgemeinen Notzustandes unseres Volkes liegt und mit seiner Erreichung uns die endgültige Befreiung von dem Schicksal unseres nationalen Niederbruchs bringen soll, wird auch die Arbeitslosigkeit in ihrer jetzigen verheerenden Form hinter uns lassen.

Wir müssen uns auf der ganzen Linie erheben und mit dem einheitlichen Willen des Volkes im entschlossenen Angriff gemeinsam vorgehen. Diese Stoßkraft aus der gesammelten Energie des Volkes besitzt keine einzelne Gruppe, mag sie noch so treu zu ihrem Führer stehen. Nur die Parole, die sich wendet an das ganze Volk und an seinem Gewissen rüttelt, das die nationale Verantwortung für seine Jugend trägt, vermag zu vollbringen, was die Freiwilligkeit des einzelnen zum Dienst nicht leisten kann. So muß zum Volksdienst aufgerufen werden, den in Zeiten der allgemeinen Not die Pflicht von jedem Arbeitsfähigen verlangt. Das sind wir der arbeitslosen Jugend schuldig, daß wir mit dem Blick auf ihre Zukunft, die das Geschick des nachkommenden deutschen Volkes sein wird, in der Gegenwart nicht versäumen, was der nationale Bestand verlangt: Pflichterfüllung! Nicht als Hilfsmittel, das eine Moral zum Diener praktischer Zwecke macht, soll sie angewendet sein, sondern als die Forderung der Zeit, welche die Erkenntnis ihrer Notwendigkeit verlangt, muß die Arbeitsdienstpflicht geleistet werden. Sie ist es, die zum organisierten Angriff vorwärtsträgt, der allein aus der inneren Haltung des deutschen Menschen einer Überwindung unserer heutigen Notzeit und einer Zukunft des neuen Aufstieges für unsere Jugend uns gewiß sein läßt.

Wetterstein-  
gebirge.  
Radierung  
von  
W. Sandstein.



## Straßen führen auf und ab.

Elf Ausschnitte aus dem Roman eines Arbeitslosen<sup>o</sup>.

Von Georg Schäfer.

Heute bist du gerade ein Jahr alt geworden, mein kleiner Junge. Ich wünsche dir nicht, daß du auch dieses alles erleben mußt, was mein Leben belastet hat. Noch ist deine Jugend beschützt und behütet, und die größte Beleidigung fügt dir dein Vater zu, wenn er dich einen Brüllaffen schilt. Aber das ist nicht böse gemeint. Wenn du einst alt genug bist, um nach meinem Willen diese Zeilen zu lesen, dann wird das Leben auch dich schon mit anderen Dingen erschreckt haben. Und wenn ich auch gerade nicht die Hoffnung habe, dir mit meiner Lebensgeschichte eine Anweisung für dein Wohlverhalten in die Hand gedrückt zu haben — jeder macht halt seine Dummheiten für sich allein und läßt sich schwer davon zurückhalten —, wird dir das Ganze vielleicht ein wenig zu denken aufgeben, und das soll mir genug sein.

Als ich noch klein war und auf stämmigen Beinen über den Graben hüpfte, der den Hof meines Vaters umgab, war ich ein einfacher Heinrich. Dieser Hof ist mir noch ganz deutlich in der Erinnerung. Unser Dorf L. war keine geschlossene Ortschaft. Alte Bäume umstanden die Häuser, die, dunkel vor Alter, einsam dalagen. Von der Straße aus kam man über die Diele, in der man immer das leise Klirren der Ketten hörte, an denen die Küche festgemacht waren. Hinten lag die Küche mit dem offenen Herdfeuer. Von dort aus konnte man in die Stuben gehen. Ganze Jahre liegen wie verschüttet in meinem Bewußtsein. Was dann kam, ist kaum des Erzählens wert. Die Jahreszeiten kamen und gingen,

Mit freundlicher Genehmigung des Gilde-Verlages Köln entnommen dem soeben erschienenen Werk „Straßen führen auf und ab“, Roman eines Arbeitslosen von Georg Schäfer.

ohne meine besondere Aufmerksamkeit zu erregen. Im Frühling erweckte mich das zarte Grün der jungen Birken. Den Sommer lang trieb ich die Kühe aus, lag im Lannenkamp zu träumen und atmete den herben Duft der Bäume. Ich trank die Sonne in mich ein und ließ mich von ihr bräunen. Herbst verging in grauer Melancholie. Im Winter hockte ich mit den anderen hinterm Ofen und wärmte die Füße, hörte mir die Geschichten der Großen an und erlebte die Bangigkeit der Vorweihnachtstage.

Er ließ mich nicht zu Worte kommen. Wahrscheinlich sah er mir die Bekommenheit vom Gesicht ab. „Das kannst du heute noch nicht wissen“, sagte er. „Zum Bauern taugst du nicht. Hast keine Kraft in den Knochen. Träumst auch zu viel, ließt in Büchern und ziehst ein schiefes Gesicht, wenn du arbeiten sollst.“ Dann, ganz unvermittelt:

„Pfarrer sollst du werden. Deine selige Mutter hätte es gern gesehen.“

Zuletzt ganz sachlich, weil ich immer noch schwieg:

„Ostern kommst du in die Stadt. Ich habe dich schon auf dem Gymnasium angemeldet.“ Damit war unsere Besprechung beendet.

So fing denn ein neuer Abschnitt meines Lebens an.

Nun war auch kein Geld mehr da, um mich studieren zu lassen. Die Geschwister kamen überein, mich von der Schule zu nehmen. Sie glaubten, ich wäre zum Bauern verdorben, und das mag ja auch wohl gestimmt haben. Darum sollte ich Kaufmann werden. Ist ja auch ein ganz guter Beruf. Der Auktionator hatte einen Bekannten, bei dem ich in die

Lehre treten konnte. Ich traf es verhältnismäßig gut. Mein Bruder wurde zu meinem Vormund ernannt. Er kümmerte sich wenig um mein Wohlergehen. Dazu war er zu verbittert. Er hätte mich auch kaum unterstützen können, denn er verdiente als Verwalter auf einem Gut, wohin er durch Fürsprache unseres Pfarrers gekommen war, der es nicht ansehen konnte, einen Nachkommen eines so alten Geschlechtes als Bauernknecht zu sehen, nur wenig. Ich habe das nicht weiter vermisst.

Im Anfange war ich oft niedergeschlagen. Ich schämte mich vor meinen früheren Mitschülern, weil ich hinterm Ladentische stand. In seiner Jugend ist man doch unternünftig und glaubt sich durch ehrliche Arbeit entehrt. Ist aber alles Unsinn. Die Gehilfen erleichterten mir das Leben nicht, jagten mich hin und her und spielten die feinen Herren. Der Mensch gewöhnt sich aber an alles.

Als ich ausgelernt hatte, war ich ein gefester junger Mann, der sich gut hielt, und nicht mehr der einfältige Bauernjunge. Es war in der Zeit, in der in Deutschland alles aufwärts ging. Man war so behäbig geworden, und das Geld floss dem, der es verstand, leicht in die Tasche. Ich war wie die anderen, untertänig dem Geiste der Zeit, mit einer unendlichen Hochachtung vor dem Gelde.

Mehrere Monate hielt ich bei meinem Lehrherrn aus. Dann konnte ich mich verbessern, wie man das so nennt. Wer weiß denn, was besser ist? Ich wurde Reisender eines großen Unternehmens. Das war mal ein Leben! Mit einem Musterkoffer zog ich los in alle die kleinen und großen Städte. Den ganzen Tag war ich unterwegs, und ich hatte auch Erfolg in meiner Arbeit. Man lernt sehr viel dabei und kann seine Menschenkenntnisse vergrößern.

In dieser Periode meines Lebens habe ich es gelernt, mit Menschen umzugehen. Ich wurde dabei großspuriger und anmaßender in meinem Benehmen und versuchte ganz zu vergessen, daß ich als kleiner, dummer Bauernjunge in die Stadt gekommen war. Sogar einen zweiten Namen legte ich mir zu. Mit einem Male hieß ich Heinz Adalbert, wundervoll, was? Aber was soll ich von meinem Lebenszuschnitt sagen, der nicht anders war, als man damals zu leben pflegte, und der es mir verständlich macht, daß so viele sich danach zurücksehnen.

Diese zufriedene Gemächlichkeit wurde durch den Krieg mit einem Male zerstört.

Auf einmal war der Krieg aus. An traurigen Novembertagen verschwanden die alten Herrgötter, die eben noch die Welt beherrscht hatten. Sie waren unsichtbar geworden. Die Welt ging ruhig weiter. Auf den Straßen stauten sich erbitterte Menschen. Es nützte ihnen nichts. Was hilft es, daß man darüber nachdenkt.

Ich konnte mich nicht einmal beklagen. Bald hatte ich eine andere Beschäftigung gefunden. Die Tage kamen, in denen das Geld immer mehr seinen Wert verlor. Du wirst das vielleicht nicht begreifen. Das war nun mal so. Es war toll, das kannst du mir glauben. Das Pathos der Revolution verslog bald. Geblieben war allein die Eier nach dem Gelde. Die Geschäfte gingen gut, und um nicht am anderen Morgen als Bettler dazustehen, verpraßte man am Abend seinen Verdienst. Ein irrsinniger Laumel hatte die Welt erfaßt. Das war die Zeit, in der ich zum fixen Geschäftsmanne wurde und mich nur noch kurz und sachlich Bert nannte.

Auch diese Periode ging vorüber. Die gewaltigen Zahlen sackten mit einem Male zusammen, und ich hatte wieder Glück. Die Fabrik, in der ich arbeitete, wurde stillgelegt. In kurzer Zeit hatte ich eine neue Stellung. Ganz recht war es mir damals nicht, weil ein älterer Angestellter dafür hin-

ausgesetzt wurde. Daran denkt aber kaum einer, wenn er selbst einen Platz findet.

Es glückte mir, vor Dunkelwerden eine Wohnung zu finden, die mir zusagte. Die Vermieterin machte einen guten Eindruck, und das Zimmer war sauber und preiswert. Morgen früh wollte ich auf die Stellensuche gehen.

Ich ließ in einer vielgelesenen Zeitung, die mir von der Wirtin empfohlen worden war, eine Anzeige erscheinen. Das sollte schon was bringen. Ich war meiner Sache so sicher, daß ich überlegte, Angebote nach Stadtteilen, die zu weit liegen, nimmst du nicht an. Ich wollte nicht den halben Tag auf der Bahn liegen.

Früh stand ich auf, kostete ganz die Wonne der langsamen Hantierungen am Morgen aus, frühstückte und schlenderte zur Zeitung. Durch den großen Vorraum ging schon die Unruhe. Und doch war es merkwürdig still darin. Hinter ihren Glaskästen saßen junge Leute, und davor drängten sich die Menschen. Ich stellte mich davor, gab einem Angestellten meine Chiffre an und wartete. Er suchte in einem Regal, kam bald wieder und sagte bedauernd, für mich sei noch kein Angebot eingegangen. Sollte so etwas möglich sein? Muß ich eben die Anzeige noch einmal aufgeben, etwas größer und auffälliger natürlich. Wird gemacht.

Der junge Mann nickte und notierte. Ich überlegte nebenbei. Es ist kaum möglich, daß schon eine Antwort da ist. Gestern Abend ist die Anzeige erschienen. Heute morgen hat der Chef Anweisung gegeben, eine Aufforderung an mich zu schicken. Frühestens am Nachmittag wird sie da sein. Es tat mir schon leid, Geld für eine neue und teure Anzeige ausgegeben zu haben. Das sind Geschäftskosten, tröstete ich mich wieder.

Punkt vier Uhr stand ich wieder im Vorraum der Zeitung. Nein, es war wieder nichts gekommen. Nicht ein lumpiges Angebot. Ist gewiß eine flauere Zeit, wird wohl bald besser werden. Längeweile bekomme ich in der Zeit nicht. Zu sehen gab es allerhand auf der Straße.

Der nächste Morgen brachte die gleiche Enttäuschung. Nicht eine Antwort war eingelaufen. Da hatte ich eine so auffällige Anzeige aufgegeben, und es nützte nichts. Der junge Mann meinte:

„Ist eine schlimme Zeit heute. Keiner weiß, wann er abgebaut wird. Gehen Sie doch heute nachmittag gegen vier Uhr zum hinteren Eingang der Zeitung. Dort wird der „Stellenmarkt“ ausgegeben. Ab und zu finden sich darin passende Angebote.“

Es blieb mir nichts anderes übrig. Am nächsten Tage stand ich um vier Uhr vor der Ausgabestelle der Zeitung. Der Platz davor war voll Menschen, die lauernd und gedrückt dastanden. Jeder war der Feind des anderen. Sie gierten nach der Arbeit, die der Nächste ihm schon abnehmen konnte. Es war keine Kameradschaft darunter, sondern Haß und Mißgunst. Jeder drängte nach vorn und schob den Schwächeren zurück. Ich kannte das noch nicht und blieb im Hintergrunde stehen.

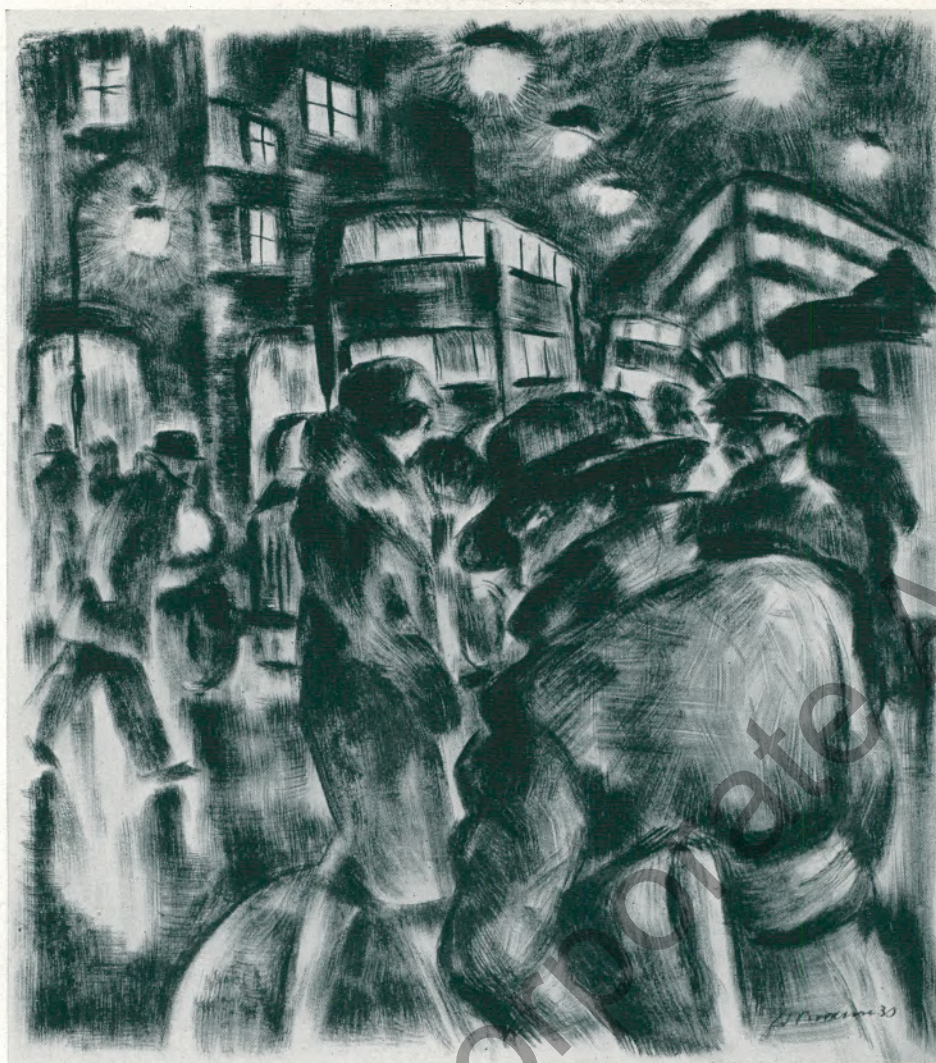
Vorn wurden schon die Zeitungen ausgefeilt. Einzelne liefen fort und drängten rücksichtslos die Wartenden beiseite. Frauen schrien. Wo sind die galanten Männer geblieben? Sie haben alle einmal einem Mädchen die Hände gestreichelt. Das war versunken in dem unendlichen Meer der Not.

Neben mir stand ein alter Mann. Was sage ich, alter Mann? Er war höchstens fünfundsünfzig Jahre alt, aber verbraucht, ganz verbraucht. Sein Gesicht war von schweren Falten umgepflegt. Müde Augen blinzelten verlegen.

„Alle Stellen sind weg, wenn wir an die Reihe kommen“, klagte er.

Ich war noch mutig.

Großstadt.  
Zeichnung  
von  
Eduard Braun.



„Alle bestimmt nicht. Etwas wird sich noch für uns finden.“  
„Für Sie vielleicht. Ich weiß gar nicht, warum ich immer noch herkomme. Kein Mensch hilft einem. Man kann verrecken, und dann ändert sich nichts, gar nichts. Der Mensch ist wertlos geworden. Wissen Sie das auch schon, junger Mann? Sie werden es noch erfahren, wenn Sie noch lange auf der Straße liegen wie ich.“

Wir wurden ein wenig auseinandergedrängt. Es schadete nichts. Der Mann konnte einem ja das letzte bißchen Mut nehmen. Ich sah eben noch seinen wackelnden Kopf, sein trübes Lächeln. Weg war er.

Es war fast dunkel, als ich das Blatt bekam. Unter einer Straßenlaterne sah ich die Stellenangebote durch. Korrespondent?, war nichts. Geschäftsführer?, kann ich überschlagen. Einkäufer?, kommt nicht in Frage. Reisender?, das sollte man versuchen. Ein, zwei, drei Angebote. Das wäre was für mich.

Als ich ankam, waren die Stellen gerade besetzt.

Das ging so tagelang. Schon um zwei Uhr stand ich auf meinem Platze. Ich hatte Zeit genug. Dann rastete ich los. Es war so gleichgültig, was ich wurde. Bote, Aufwäscher, Zettelferteiler, Plakatträger, Aushilfskellner, Nachtwächter, Hilfsarbeiter: immer war schon einer eher dagewesen als ich. Ich hatte keine Lust mehr.

Je mehr es dem Frühling zuging, um so drückender empfand ich die schwere Luft der Stadt. Es mißfiel mir darin, diese trostlose, dumpfe Gebundenheit des Tages. Sollte ich wieder auf Wanderschaft gehen? Nein.

Zu mir kamen viele Menschen. Einige besuchten mich in

meinem Zimmer auch dann, wenn sie keinen dringenden Anlaß hatten. Mußte ich inzwischen arbeiten, so flüsterten sie halblaut weiter. Karl hatte mir einen Platz am anderen Fenster eingeräumt. Darum saßen meine Besucher in quälender Enge.

Es wurde herrlich gestritten. Wir teilten die Welt auf und bevölkerten sie mit neuen Menschen mit gerechten Herzen und friedlichen Gemütern. Das Böse wurde abgeschafft und Gesetze aufgestellt, die hellen Geistes waren.

Zu hitzigen, endlosen Auseinandersetzungen kam es erst, wenn die mich besuchten, die sonst nie aus ihren Parteilokalen herauskamen. In der engen Stube traf sich ja alles. Sie taten ganz erstaunt, daß es Menschen gab, die ihnen nicht ohne weiteres alles glaubten, und daß es Menschen waren, arme, leidende Kreaturen, die gleich ihnen nach einem neuen Leben sich sehten.

Es gab prächtige Menschen darunter. Schade, ihr Geist war wie ein schlecht zusammengeleimter Tisch, er hing windschief nach der einen Seite und ließ sich nicht zurechtbiegen. Sie hatten ihr Programm, und das war für sie etwas Heiliges, Unantastbares, gegen das die Vernunft niemals aufkam. Ihre Worte prallten aneinander ab wie Wasser vom Feste. Karl gab von seinem Schusterschemel aus oft gute Bemerkungen dazu, um sie zu beruhigen. Trotzdem gingen sie böse auseinander, sehr erstaunt darüber, daß die Nachbarn nicht bereit waren, ihr Evangelium anzunehmen.

Was mußten sie denn von der großen Welt? Sie umzirkelten immer nur den engen Kreis ihrer besonderen Sorgen und sahen das eigene Geschick im Mittelpunkt des Universums. Betört von einigen Sätzen, die sie aus dem Programm

herausgelesen hatten, waren sie bereit, durch eine Steigerung der eigenen Existenz eine Überwindung aller Unzulänglichkeiten zu erwarten.

Wir saßen wieder einmal beisammen, bunt aus verschiedenen Berufen zusammengewürfelt. Alle hatten die Hölle der Arbeitslosigkeit durchschritten und waren davon erbittert und gereizt. Was sie wollten, war wirr und nicht einmal gut ausgedacht. Die Welt zu ändern, war ihr fester Vorfaß.

Mit einem Male ging die Tür auf, und ein Fremder trat ein. Es war kein außergewöhnliches Zeichen an ihm. Er war einfach, fast dürftig gekleidet, hager und barlos. Und doch war seine Erscheinung irgendwie auffallend. Die feste Form seines Kopfes bewies ungeheure Energien, und sein Gesicht konnte die Spuren geistiger Kämpfe nicht verbergen.

„Sieh, guten Tag, Herr Kaplan Brand“, rief einer aus unserem Kreise, „treiben Sie wieder einmal Dienst am Kunden?“

„Man kann es vielleicht so nennen, obgleich ich diese Bezeichnung nicht für gut halte“, sagte er freundlich und lächelte. „Lassen Sie sich bitte nicht durch meine Anwesenheit stören. Was ich mit Meister Klusmann zu besprechen habe, das läßt sich nachher schnell abmachen.“

Er nahm einen Stuhl und setzte sich in den Kreis der Männer. Von meinem Platz aus konnte ich ihn gut beobachten. Er verfolgte mit schwacher Anteilnahme die Gespräche, die wir führten. Dazu äußerte er vorläufig nichts. Ich freute mich, daß er dabei saß. Es ging von ihm etwas Beruhigendes aus, eine sichere Klarheit, die, obwohl er noch kein Wort gesagt hatte, bewies, daß er ein Führer war.

Der alte, arbeitslose Dreher, der vorhin das Wort geführt hatte, fuhr zu sprechen fort, ohne sich weiter um den Gast zu kümmern, der allen bekannt zu sein schien:

„Ich sage euch, nur der Kommunismus kann uns retten. Die Solidarität des Proletariats bringt der Welt die Erlösung. Was haben wir jetzt? Unordnung, Arbeitslosigkeit, Bedrückung der arbeitenden Schichten. Seht euch Sowjetrußland an, wo es alles das nicht gibt. Bei uns haben die Kapitalisten kein Interesse daran, die Zustände zu bessern. Wißt ihr, was Karl Marx sagt?“

„Was geht uns der Jude Marx an?“ Dies sagte ein junger Mensch, ein großer, begeisterter Junge, „hat denn ein Jude ein Interesse daran, die Lage des deutschen Menschen zu verbessern. Diese Internationalisten wollen gerade das Unheil, sie wollen die Zerreißung des deutschen Volkes. Deshalb hat er den Klassenkampf erfunden!“

„Nein, junger Mann, den hat Marx nicht erfunden. Das ist eine Tatsache, die wir alle am hungrigen Leibe verspüren. Die Kapitalisten haben uns zwischen den Fingern, und sie quetschen uns, bis wir blau werden. Dagegen hilft nur der organisierte Klassenkampf, der zur Befreiung des internationalen Proletariats führt.“

„Was geht uns die Internationale an?“ antwortete ihm sein Gegner. „Laßt uns erst für unsere Brüder sorgen. Wir haben genug zu tun, im eigenen Lande für Ordnung und Sauberkeit zu sorgen. Beseitigt nur die Novemberverbrecher und ihren Materialismus, dann wird alles besser werden!“

„Ach, glaubt ihr tatsächlich, daß die Arbeitslosigkeit beseitigt ist, wenn man erst ein halbes Duzend Minister an die Wand gestellt hat?“ warf ein anderer ein. Da griff der Kaplan ein. Er wandte sich an den Kommunisten.

„Ich will nichts beschönigen. Auch ich halte die Lage der Arbeiterschaft in vielen Dingen für beklagenswert. Ich glaube aber, daß die Medizin, die Sie anwenden wollen, nicht zur Genesung, sondern zum Tode führt.“

„Das sagen Sie nur, weil Sie natürlich die Kapitalisten verteidigen müssen. Dafür werden Sie von ihnen bezahlt.“

„Was Sie antworten, ist eine Beleidigung, aber keine Entkräftung. Mich bezahlt kein Kapitalist, merken Sie sich das! Aber was bringt Ihnen denn das Paradies Rußland?“

„Hören Sie, der Fünfjahresplan ist da geglückt. Ist das nichts?“

„Für Rußland bestimmt etwas Außerordentliches, aber für uns? Wir haben doch eine voll ausgebaute Industrie. Was soll uns der Fünfjahresplan?“

„Aber die Arbeiter haben es dort besser.“

„Das ist nicht einmal gesagt. Sie sind doch Soldat gewesen. Möchten Sie tatsächlich Ihr ganzes Leben lang so unter Kommando stehen? Und ob dem Arbeiter die Last vom Staat oder vom Arbeitgeber aufgetragen wird, das ist für ihn egal. Gegen den Arbeitgeber kann er noch protestieren, streiken, aber gegen den Staat kann er nicht an. Das ist der Unterschied. Der Bolschewismus, das ist der Osten, ist Asien, etwas ganz Fremdes für uns.“

„Natürlich, Sie als Geistlicher müssen alles bei den Russen schlecht finden.“

„Nicht nur als Geistlicher, obwohl ich die ganze Gefahr dieser Bewegung für das Christentum erkenne, sondern als Deutscher, der nur so leben kann, wie es seine ganze Art zuläßt.“

„Da hast du's“, der junge Mensch glänzte vor Zufriedenheit, „habe ich das nicht immer gesagt? Nur der nationale Gedanke rettet uns.“

„Es tut mir leid, auch Ihnen widersprechen zu müssen“, der junge Geistliche lächelte bezaubernd. „Das Nationale, wie Sie es meinen, ist etwas Selbstverständliches, daß man es nicht immer betonen muß. Als Kriegsfreiwilliger von 1914 kann ich das sagen, ohne in den Verdacht der Unzuverlässigkeit zu kommen. Warum wollen wir uns über andere Völker erheben? Ich sehe die Quellen unseres Verhängnisses auf ganz anderen Gebieten. Die Entwicklung der letzten Jahrzehnte hat uns in einem Kleide angetroffen, das für uns viel zu eng war und deshalb jetzt in allen Nähten knackt und reißt. Wir haben Erfindungen gemacht, aber nicht verstanden, sie für die Allgemeinheit nutzbar zu machen. Wir haben uns immer nur um uns selbst gekümmert. Not tut uns eine Änderung der Gesinnung. Eigensinnig starrten wir auf die Welt der Maschinen, und dadurch verloren wir den Zusammenhang mit der Wirklichkeit, mit der Natur. Es wäre Unsinn, heute der Welt eine romantische Flucht in die Ursprünglichkeit der Natur anzuraten. Was geschehen ist, läßt sich nicht ungeschehen machen. Wir müssen es nur wohllicher machen im Reiche der Maschinen, den Dreck der Großstadt von uns abschütteln und versuchen, Städte zu sein, die zugleich den reinen Atem der wirklichen Gotteswelt draußen vor den Toren atmen. Darum kann ich nur sagen: Hinaus aus den sonnenarmen Hinterhäusern der Stadt, dieser unnatürlichsten Lebensweise moderner Höhlenbewohner und hinaus auf das Land.“

Da saß er und lächelte und rauchte seine kurze Pfeife, die nicht ausging. Mit einer Handbewegung schüttelte er alles ab. Ich begleitete nachher den Geistlichen noch ein Stück Weges. Ich wollte Rat von ihm holen, weil mir meine eigenen Bedrängnisse wieder lebendig geworden waren. Ich erzählte ihm meinen Lebensweg.

„Was Sie durchmachen, ist nichts Ungewöhnliches. Sie sind in einer Krisis, die viele Menschen durchmachen. Mit einem Male hat Gott bei Ihnen angeklopft. Sie sind sich seiner bewußt geworden, scheuen aber den letzten Schritt zu tun, den Weg zur Gemeinschaft. Das ist bezeichnend nicht nur für Ihren Seelenzustand, sondern auch für die Lage der Zeit. Jeder will sein eigener Geseßgeber sein. Durchdenken Sie einmal die Konsequenzen, wenn alle sechzig Millionen Deutsche das täten. Und nun erwarten Sie, ich soll Sie zu einem Schritt überreden, wie das meines Amtes ist. Nein,

so leicht mache ich Ihnen das nicht. Ich kann Ihnen nur den guten Rat geben, kommen Sie in die Kirche, sprechen Sie sich mit Ihrem Herrgott aus, und wenn Ihnen dann noch diese oder jene Lehre nicht ganz klar ist, will ich Sie gern unterweisen. Das Wichtigste bleibt: Stellen Sie sich in den Ring der Gläubigen, geben Sie sich der Gewalt Gottes preis. Das Übrige wird Ihnen zugegeben werden."

Am nächsten Morgen, es war ein Sonntag, machte ich mich fertig, mit zur Kirche zu gehen. Karl sah mich erstaunt an.

"Nanu?" sagte er. "Ich denke, du bist ein aufgeklärter Mann, der nichts darauf gibt, was die Pfaffen sagen. Hast du mir das nicht einmal im Gefängnis erzählt?"

"Das streite ich nicht ab, aber der Mensch ändert sich eben. Mancher stellt sich so dumm an, daß er erst einen gehörigen Nasenstüber bekommen muß, bis er das Richtige findet."

Mir war in den Tagen ein Plan aufgestiegen, den ich zunächst für mich behielt. Noch war es nichts Rechtes. Aber er verdichtete sich immer mehr zur festen Form. Bestärkt wurde ich in meiner Absicht durch eine Erzählung, die mir Albert, Karls Altkoster, hinterbracht hatte. Der Junge war in den letzten Tagen so scheu herumgeschlichen. Bei der großen Aufregung im Hause war es mir nicht aufgefallen, und zum Teil glaubte ich auch, er hätte etwas davon gehört und schäme sich seiner Schwester. Eines Tages kam er zu mir und sagte:

"Ich muß dir mal was erzählen."

"Schieß nur los, Junge", antwortete ich.

"Ich möchte gern aus der Stadt heraus. Ich halte das Leben hier einfach nicht mehr aus."

"Wieso denn?" fragte ich.

"Mit meinen Freunden ist etwas Schlimmes passiert. Die waren es satt, immer mit dem bißchen Geld, was sie als Unterstützung bekommen, hauszuhalten. Sie wollten auch einmal in Freiheit leben, sich amüsieren, feiern, glücklich sein. Was willst du denn machen, wenn du schon so lange stempeln gehst? Da muß man mal etwas anderes haben. Eines Tages hatten sie ausgekundschaftet, daß der alte Stütz Freitags das Lohngeld von der Bank holt. Mich wollten sie auch dabei haben. Ich mochte nicht. Da haben sie es allein gemacht, ihm im Hausflur aufgelauert und mit einem Sandsack niedergeschlagen. Der Alte verlor nicht ganz die Besinnung. Er konnte noch schreien, und das genügte, um einige Passanten anzulocken. Die sind hinter den Jungens hergelaufen und haben sie geschnappt. Nun kommen sie vors Gericht wegen Raub. Ich muß da raus. Was soll noch aus mir werden?"

Der Junge war krank. Ich mußte ihm helfen.

"Warte noch", sagte ich zu ihm, "ich will versuchen, dir zu helfen."

Ich ging noch am gleichen Tage zum Kaplan Brand und traf ihn glücklich allein zu Hause.

"Herr Kaplan", sagte ich, "meine Bitte an Sie betrifft zwar Dinge, die nicht zu Ihrem eigentlichen Gebiet gehören. Ich würde mich aber freuen, wenn Sie mir helfen könnten, denn, bei Lichte besehen, sind Sie derjenige, der diese Gedanken in Bewegung gesetzt hat, und aus diesem Grunde sind Sie sogar verpflichtet, mir zu helfen."

"Da machen Sie mich aber neugierig", antwortete er.

"Es wird doch nichts besonders Schlimmes sein, wozu ich Sie angestiftet habe. Wenn ich Sie unterstützen kann, tue ich es gerne. Nun schießen Sie los."

"Das soll geschehen. Um Sie nicht aufzuhalten, will ich die Vorrede, die ich mir so schön ausgedacht hatte, streichen und gleich auf mein Ziel losgehen. Sie sagten neulich, das beste wäre, wenn wir wieder aufs Land gingen. Das hat mir keine Ruhe gelassen. Die Stadt frißt unsere Seelen.

Sie mordet das Beste in uns und hat mehr auf dem Gewissen als alle Götter des Altertums zusammen. Ich glaube aber kaum, daß meine Freunde die Einsamkeit des Dorfes vertragen könnten. Dafür sind sie zu lange den Trubel der Weltstadt gewöhnt. Ich traue es mir selber nicht zu, weil ich zu lange vom Lande entfernt bin und alle meine Fähigkeiten auf die Stadt zugeschnitten sind.

Nun habe ich mir in den letzten Tagen ein Grundstück angesehen. Es liegt sehr günstig an der Landstraße. In der Nähe ist ein Bahnhof, und man kann von dort aus die Türme der Stadt sehen. Von dort aus könnte jeder seinem Gewerbe nachgehen. Aber wir haben den frischen Wind um uns und klare Luft und den weiten Himmel. Ich würde aus unserer Straße so viel Handwerker zusammenkriegen, daß wir instände wären, unsere Häuser selber aufzubauen. Wir anderen helfen als Schipper. Dann bekommt jeder sein eigenes Häuschen, so viel Land, als er nötig hat, und Schweine und eine Ziege. Das Ganze wird eine Genossenschaft werden. Solange wir in der Stadt keine Arbeit bekommen, suchen wir draußen uns das Notwendigste zu verdienen. Lebensmittel ziehen wir uns selbst. Obst- und Beerenkulturen tragen ja erst später. Wenn wir so weit sind, richten wir eigene Obstverwertungsanlagen ein, ebenso Gewächshäuser für Frühgemüse. Später werden wir sie heizen aus den Abdämpfen unserer Anlagen. Sie sehen, es ist alles großzügig geplant. Weil wir aber nicht gleich so weit sind, müssen wir für die nächste Zeit für Arbeit sorgen. Ich denke, daß wir, da wir an der Landstraße liegen, eine Tankstelle mit einer Autoreparaturanlage schaffen, Tischlerei und Schneiderei, die für den Eigenverbrauch arbeiten und für die Nachbarschaft. Vielleicht finde ich noch etwas. Genauer es läßt sich erst sagen, wenn wir die Leute beieinander haben. Einige davon kommen vom Lande. Die kennen noch aus ihrer Jugendzeit die Landarbeiten, und die müssen uns unterweisen. Auch Gärtner sind dabei. Doch wenn ich Ihnen die Pläne hier so flüssig darstelle, so weiß ich auch, daß es genug Schwierigkeiten zu überwinden gibt. Das Schlimmste ist überhaupt der Anfang. Woher sollen wir das Geld bekommen, um das Ganze ins Werk zu setzen und ohne daß wir an Wucherzinsen verbluten? Übrigens habe ich mich nach dem Preise des Grundstücks erkundigt. Nach meinem Dafürhalten ist er wohlfeil. Wir müßten außerdem Materialien kaufen können und noch so viel in der Hinterhand halten, um die erste Zeit zu überstehen. Und das ist eben die Bitte, die ich vor Ihnen auszusprechen habe, mich bei der Beschaffung des Geldes zu unterstützen. Wenn es nicht geht, dann habe ich eben einen schönen Traum geträumt und bin ernüchtert aufgewacht. Von Ihrem kleinen Gehalt können Sie nicht helfen. Darüber bin ich mir klar. Es wäre aber denkbar, daß Sie Freunde haben, die mich unterstützen könnten. Die Sicherheit für das Ganze liegt in meiner Person. Das ist nicht viel, denken Sie wahrscheinlich, und doch sehr viel, denn ich habe genügend durchgemacht, um nicht mehr wie ein Schüler ans Werk zu gehen. Übrigens sollen Sie auch Ihre Provision bekommen, wie sich das bei jedem reellen Geldgeschäfte versteht. Wenn Sie mir zu dem Gelde verhelfen, dann stehe ich Ihnen dafür, daß Ihr Kirchlein pickfein zurechtgemacht wird, verputzt und gestrichen, daß es ein Schmuckkästchen wird. Sind Sie damit einverstanden?"

"Das allein", lachte er, "könnte mich schon reizen, der Sache näherzutreten. Sie werden andererseits verstehen, daß ich auch auf ein so verlockendes Angebot hin Ihnen keine sofortige Zusage geben kann."

"Das habe ich auch nicht erwartet."

"Dann ist es gut. Ich gebe Ihnen noch kein Nein mit auf den Weg und kein Ja. Ich werde unter meinen Bekannten herumhören, und sobald ich etwas erfahre, gebe ich Ihnen Nachricht. Sind Sie damit zufrieden?" —

Noch am gleichen Abend erzählte ich Albert von dem Ergebnis meiner Unterredung. Der gute Junge war Feuer und Flamme für den Plan. Selbst der vorsichtige Karl fand das Vorhaben lobenswert.

Wir gingen die Reihe der Arbeitslosen durch, die in unserer Gegend wohnten. Wir schrieben sie in eine Liste, und Karl machte seine Bemerkungen dazu; denn er kannte sie näher als ich.

„Den Joseph wollt ihr nehmen? Den laßt weg, der säuft ja; aber den Fritz, den haltet euch warm, das ist einer, den ihr gebrauchen könnt, gelernter Maurer, nüchtern, fleißig, hat viele Kinder, der wird Interesse an der Arbeit haben. Auch den Robert nehmt, der ist früher Bauernknecht gewesen, der kann gut mit dem Acker fertig werden, und den Adolf, der war zweiter Sohn auf einem Bauernhofe. Der mußte in die Stadt, weil er sich mit dem Ältesten nicht vertrug, als der Vater tot war. Der sehnt sich immer noch danach, den Pflug wieder in seine Fäuste zu kriegen. Nein, auf den Hubert ist kein Verlaß, den laßt man aus dem Spiele.“

So wurde er uns eine wertvolle Hilfe bei unserer Arbeit. Wir hatten endlich mehr als vierzig Familien in unserem Register. Wenn die nur wollten! Albert schrieb mit mir die Einladungen und brachte sie am anderen Morgen herum. Ich machte in einem Wirtshause einen kleinen Saal frei.

Der größte Teil der Eingeladenen erschien zur festgesetzten Zeit. Ich saß mit Karl am Kopfende des Saales an einem besonderen Tische und war sehr aufgeregt; denn von dem Ausgange dieses Abends hing alles ab. Die Leute hatten anscheinend schon unter sich über einen Plan gesprochen, von dem ich andeutungsweise auf der Einladung geschrieben hatte. Sie kannten mich alle und grüßten freundlich, jedoch nicht ohne Verlegenheit. Einige brachten sogar ihre Frauen mit. Das schien mir ein gutes Zeichen zu sein. Wenn ich die Frauen gewann, war ich ein gutes Stück vorwärtsgekommen. Ich änderte im Geiste meine kleine Rede um und stellte sie mehr auf die Mütter ein.

Der Qualm hing schwer unter der niedrigen Decke. Die Luft war zum Ersticken, gemischt aus dem Geruche schalen Bieres und dem Rauche schlechten Tabaks. Ich schaute auf die Wanduhr, die mir gegenüber hing, und als die Zeit gekommen war, klopfte ich an mein Glas. Da wurden mit einem Male alle still. Ich hatte meine Ansprache tüchtig vorbereitet und kam glatt ins richtige Fahrwasser.

„Leute“, so fing ich an, „es ist keiner unter euch, der nicht durch die Hölle der Arbeitslosigkeit gegangen ist. Ich selber weiß, was das heißt. Deshalb begreift ihr wohl, daß ich oft und lange nachgedacht habe, wie man aus dem Dreck herauskommt. Sollen wir so lange warten, bis einer uns hilft? Das kann noch lange dauern. Deshalb müssen wir selber angreifen und aus eigener Kraft die Dinge meistern. Ich will euch nun nicht mit langen Reden aufhalten, sonst schimpfen eure Frauen, die ihr zu Hause gelassen habt, und das tut mir leid. Die hätten euch ganz anders beraten können.“

Und dann erzählte ich ihnen das, was ich mit dem Kaplan und Klaus Bernhart besprochen hatte. Manchmal fühlte ich eine eisige Luft der Abwehr. Mitunter gab es auch Beifall, und als ich endete, klatschten einige schüchtern in die Hände. So mußte ich immer noch nicht, wie sie meine Botschaft aufnahmen.

Als erster meldete sich der alte Dreher, der Kommunist, zu Worte.

„Darf ich mal fragen, woher das Geld für die ganze Sache kommt?“

Ich antwortete ihm freimütig:

„Wie ich schon sagte, wollen wir keinen Wohltätigkeitsverein gründen, und deshalb lassen wir uns keinen Pfennig schenken, sondern leihen es zu einem erträglichen Zinssatz von Klaus Bernhart und seinem Vater, vorausgesetzt, daß wir uns einigen und der Alte seine Zustimmung gibt.“

„Da habt ihr's, Genossen“, legte er los. „Das ist alles bloß ein aufgelegter Kapitalistenschwindel, auf den wir mal wieder hereinfallen sollen. Damit wollen sie das Klassenbewußte Proletariat einseifen.“

Karl, der sich neben mich gesetzt hatte, weil er mir immer noch nicht traute, denn er glaubte nicht, daß ich allein fertig würde, trat mich in die Seite und flüsterte mir erboht zu:

„Habe ich dir nicht gleich gesagt, du sollst den alten Schwafelkopf zu Hause lassen? Der verdirbt uns noch die ganze Versammlung, wenn er noch lange weiterredet.“

Mir selber war etwas bänglich zumute. Wenn der die Stimmung verdarb, konnte ich einpacken. Dann würde sich keiner melden. Er redete unentwegt weiter:

„Das mit dem Aufs-Land-Ziehen ist ja so übel nicht. Bloß es müßte anders angefaßt werden. Es müßte ein Kollektiv werden. Ich bin selber auf dem Lande groß geworden und habe mich schlecht an die Luft in der großen Stadt gewöhnt. Wenn ich daran denke, in was für Öchern meine Kinder groß werden — hier wagten einige Frauen schüchternen Beifall —, dann sage ich, lieber heute als morgen hinaus. Ich könnte mir das schön vorstellen, wie unsere Kinder in der frischen Luft blanke Augen kriegen und rote Backen und unsere Frauen neu aufleben. Es ist ja eine ganz andere Arbeit draußen als hier an der Drehbank, und sie schmeißen dich nicht raus, wenn du graue Haare kriegst. Es gibt draußen natürlich auch manchen Ärger. Dann regnet's mal nicht, wenn du ihn brauchst, oder es gibt zuviel davon, oder die Mücken beißen dich. Aber lieber das, als hier in der dumpfen Bude hocken. Wir müssen nur versuchen, richtige Solidarität zu üben, dann wird was draus.“

Ich beruhigte ihn und versicherte, daß wir uns keinesfalls in die Abhängigkeit des Kapitals begeben wollten, sondern ihm entfliehen, und die Solidarität aller an unserem Werke Schaffenden sei selbstverständlich, weil wir auf genossenschaftlicher Grundlage arbeiten wollten.

Es meldete sich ein zweiter Redner:

„Was du da zuerst vom Klassenkampf erzählt hast, das gehört ins Parteiblatt, aber nicht hierher. Wir haben uns hier mit unserer eigenen Lage zu beschäftigen, und die ist nicht gerade schön. Und wenn uns einer einen Weg herauszeigen will, dann wollen wir das gründlich überlegen. Ich jedenfalls bin mit dem, was der Herr Referent des heutigen Abends ausgeführt hat, vollständig einverstanden. Schreib mich nur in die Liste ein. Ich bin gelernter Maurer und kann gut dabei helfen. Und dann möchte ich den Antrag stellen, während wir reden, eine Liste zirkulieren zu lassen, in der jeder, der mitmachen will, seinen Namen und seinen Beruf einträgt.“

Der Antrag wurde einstimmig angenommen. Aber die Liste ging nur langsam weiter. Das Eis der Zurückhaltung war gebrochen, und die Aussprache ging gut weiter. Die Frauen wollten vor allem wissen, wie die Häuser aussehen würden und wie sich ihr Leben darin abspielen würde. Sie hatten ihre Bedenken, als ich ihnen auseinanderlegte, es würde im Anfange recht primitiv hergehen. Diesmal rettete Karl den Augenblick:

„Kinder“, sagte er, „stellt euch doch nicht so an. Die Seligkeit hängt von diesen Dingen auch nicht ab. Was schadet es, wenn ihr das Wasser aus der Pumpe holen müßt. Es ist klarer und gesunder als das Leitungswasser. Und eine Petroleumlampe kann gemütlicher sein als ein grelles elektrisches Licht, und dann kann auch kein Gasmann mehr kommen, um die Leitung abzustellen. Was habt ihr dagegen für Vorteile! Im Frühjahr frisches Gemüse, im Sommer Wurzeln und Erbsen und dicke Bohnen und Erdbeeren und Johannisbeeren, Kinder nochmal, das ist doch was! Im Winter könnt ihr ein Schwein schlachten, und eine Ziege gibt immer Milch, das habt ihr im Leben noch nicht so gehabt. Was ist denn Mittags bei euch im Pötte? Ich will es lieber



Blühender Holunder.

Lithographie von Wilhelm Heise.

nicht verraten. Und eure Männer quängeln euch der ganzen Tag den Hals voll, weil sie nichts zu tun haben. Das gibet nur Hant im Hause. Eure Kinder verkommen euch auf der Straße, werden krank und sind früh verdorben. Ja, seid ihr denn blind oder wollt ihr nicht sehen, wo euer Vorteil ist? Bedenkt doch auch das! Was in den ersten Jahren noch an Bequemlichkeiten fehlt, kann später geschaffen werden, und dann habt ihr das feine Bewußtsein: Das haben wir selber getan!"

Das änderte gleich die Stimmung. Alles klärfte, und als ich noch kurz auf alle Einwände einging, hatte ich die Zuhörer auf meiner Seite.

War das eine Lauferei gewesen, bis wir endlich sagen konnten, das ist unser Besitz. Dann rief ich die Vertrauensmänner zusammen, und wir zogen mit dem Lardrieser hinaus, der das Land in gleiche Lose verteilte und noch Platz ließ für unsere weiteren Pläne. Denn wurden die Stücke an die Siedler verteilt.

Endlich kam der Tag, an dem unser Lastauto prustend und laut pochend in unserer Straße hielt. Die Kinder sammelten sich um das Ungetüm und lärnten herum. Die Männer stiegen ein. Sie hatten Arbeitsgeräte bei sich; denn es sollte Ernst werden. Die Frauen winkten uns lachend nach, als wir um die Ecke bogen und unserem Lande entgegenfuhren. Aus einem alten Schuppen holten wir die Baracke ab, die uns für die nächste Zeit aufnehmen sollte. Nachdem wir die einzelnen Teile abgeladen hatten, fuhr das Auto wieder ab, um die Feldbetten und Matrasen zu holen. Wir blieben zurück, um die Baracke aufzubauen. Am Abend holte uns das Auto ab und brachte uns zurück. Am kommenden Tage wurde unser Haus fertig. Ich stellte in der einen Ecke einen alten Tisch auf. Das war unser Büro.

Ach, wenn ich noch an die erste Nacht denke. Keiner konnte so richtig schlafen. Wir sprachen noch lange über unsere Zukunft und bauten Pläne und dachten an die daheim, die wir bald holen wollten. Mit dem frühen Morgen begannen die Arbeiten, die nunmehr die ganzen Tage füllten, das Aus-

schachten, Betonieren, Aufziehen der Grundmauern. Das Auto schleppte Steine heran, Balken und Träger, und Anton, unser Bäcker und Koch, machte recht kräftige Suppen fertig.

Sonntags holte das Auto die Frauen und Kinder. Das war erst ein Leben. Die Familien richteten sich schon im Geiste in ihren Heimen ein. Sie bestaunten die Kunst ihrer Männer, die den Garten umgegraben hatten. Hier sollten Bohnen stehen und dort Erbsen und da Kohl, und drüben würden die Blumen wachsen, Gladiolen und Rosen, Akelei und dickblumige Pfingstrosen. Man würde sie auf den Markt bringen und verkaufen. Die Kinder spielten Marktfrau mit Gräsern und Steinen.

Es gab manchen Ärger nachher. Die Weiber saßen zusammen und klatschten und bliesen ihren Männern die Ohren voll. Nachher war der Krach da. Tagelang liefen die Männer verdrossen herum, und die schöne Einigkeit war dahin. Bis mich eines Tages die Wut packte. Ich ließ alle Männer in die Baracke zusammenkommen und legte los:

„Das ist ja eine verurteilte Geschichte mit euch! Alles ist miteinander verkracht, und jeder ist unzufrieden mit dem Nachbarn. Dieses blödsinnige Mißtrauen verdirbt noch unseren ganzen Plan. Jeder hält den Nächsten für einen Halunken, der in seine eigene Tasche arbeitet. Hier wird nur mit offenen Karten gespielt, merkt euch das! Wer etwas auf dem Herzen hat, der soll herkommen und es uns allen ins Gesicht sagen, und wer meint, daß einer bevorzugt wird, der stelle sich jetzt vor mich hin und sage es. Ich kann diese Heimlichkeitserei nicht vertragen. Nun, wird es bald? Wir sind doch keine kleinen Kinder, sondern erwachsene Männer. Habt ihr euch aufheßen lassen, dann raus mit der Sprache. Wenn ihr aber nichts Bestimmtes wißt, dann haltet Ruhe. So, das habe ich euch nur sagen wollen. Jetzt wollen wir wieder an die Arbeit gehen, und jeder kann ja mal darüber nachdenken, was aus uns werden soll, wenn wir uns gegenseitig nicht mehr trauen. Dabei kennen wir uns alle so lange.“

Die Leute waren sichtlich betreten. Sie schlichen verdutzt weg und sagten nichts. Eine Weile ging es gut. Dann begannen die kleinen Nörgeleien wieder, die aber keine schlimmen Folgen hatten. Die Menschen trugen eben ihr ganzes Leben immer mit sich herum. Die Gewohnheiten einer Generation, erworben in den engen Verliesen der Mietskasernen, wo auf dunklen Fluren Gemeinheit groß wird und Klatsch und Bosheit sich mästen, lassen sich nicht in einem kurzen Sommer abtun.

Im Herbst wurde unser Haus fertig. Es war nicht groß. Wir hatten eine Küche und zwei Zimmer, dazu auf dem Boden noch zwei Kammern für Albert und Anna, die jetzt mit ihrem kleinen Mädchen bei uns wohnte und das Haus gut imstande hielt. Damals hielten wir Hochzeit, Lotte, deine Mutter, und ich.

Deine Mutter kam mitten in die Arbeit hinein. Sie faßte ordentlich zu. Es war eine Freude zu sehen, wie fein sich unter ihren zarten Fingern alles ordnete. Ich glaube sogar, unsere Schweine und Ziegen gediehen besser, seitdem sie da war. Wer hätte das von dem Mädchen gedacht, das ihr Leben lang an der Schreibmaschine gesessen und zuletzt wie eine angesehene Dame gelebt hatte. Das macht, weil sie ihre Arbeit mit einem heiligen Ernste anfaßte und sie niemals nach dem Grade platter Nützlichkeit prüfte, sondern in allem ein Geschenk sah, das Gott ihr gab, um damit zu wuchern.

Unser kleines Dorf pugte sich immer mehr heraus.

Das Wetter des Sommers machte uns viel Freude. Die Arbeiten gingen schnell vorwärts. Täglich konnte unser Last-

auto in die Stadt fahren, um Gemüse und Eier abzuliefern. Einige von unseren Frauen machten einen eigenen Stand auf. Die Leute kauften gern von der „Siedlung der Arbeitslosen“, weil unser Gärtner von Anfang an Wert darauf gelegt hatte, gute Sorten zu pflanzen und die Ware gefällig und sorgfältig einzupacken. Deshalb war auch der Erlös erträglich.

Es war uns auch gelungen, unsere Werkstätten in Gang zu bringen. Die Bauern, mit denen wir gute Nachbarschaft hielten, brachten die zerbrochenen Geräte. Im Anfange war es nicht so gewesen. Sie betrachteten uns mit Mißtrauen, da sie glaubten, die Arbeitslosen seien eine Horde von Zigeunern und zuchtlose und diebische Herumtreiber. Das war jetzt anders. Sie sahen unseren guten Willen und gaben uns manchen guten Ratsschlag bei der Bestellung des Bodens.

Einmal allerdings war ich nahe daran, meine Arbeit aufzugeben. Der Anlaß kam von draußen. Der alte Bernhart war des Geschäftes müde geworden. Er rief Klaus zurück in das Hauptwerk. Klaus' Art war anders als die seines Vaters, der, ein Ehrenmann und rechtschaffener Arbeiter, zunächst sein Werk sah und seinen Erfolg suchte. Klaus, nicht weniger geschickt und erfinderisch, führte sein Geschäft als schaffendes Glied der Gemeinschaft aller Stände, dem nicht der Erfolg, sondern der Mensch wichtig ist. So erfüllt sich eine neue Zeit und bringt neue Formen.

Klaus machte mir das Angebot, als sein Nachfolger in H. zu wirken. Ich wäre ein so guter Organisator, und ich wüßte auch mit Menschen umzugehen. Das war verlockend. Ich habe den ganzen Tag und die Nacht gerungen. Deine Mutter hat nichts dazu gesagt. Sie wußte wohl, daß ein Mann mit solchen Dingen allein fertig werden muß. Was hätte sie auch davon gehabt, wenn ich angenommen hätte und wäre unzufrieden geworden. Ich lehnte schließlich ab. Solange dieses Werk, das ich begonnen habe, nicht ganz feststeht, darf ich den Platz nicht aufgeben. Später vielleicht, wenn alles seinen guten Gang nimmt, kann ich gehen. Das habe ich Klaus geschrieben, und er war zufrieden damit.

Meine Lehrzeit ist jetzt beendet. Straßen führen auf und ab, zu Höhen und Tiefen, zu hellen Ausblicken und öden Niederungen. Ich bin sie gegangen und stehe an der Schwelle eines neuen Daseins. Vor mir liegt ein weites, grünes Land. Es werden Gewitter kommen und Stürme darüber hingehen, des bin ich sicher; denn welcher Mensch wäre geseit dagegen. Aber das Land wird bleiben.

Ich bilde mir nicht ein, mit meiner geringen Tat die Menschen gebessert zu haben. Wer könnte das außer Gott. Sie werden immer die Gleichen bleiben mit ihrer Liebe und ihrem Haß, ihrem guten und schlechten Willen. Aber ich hoffe, das ich meine kleine Gemeinschaft hinausgeführt habe aus einer Welt, die ihre Kräfte verbog und verkümmern ließ, in ein natürliches und gutes Leben. Jetzt zirpen draußen die Grillen. In der Ferne singen Kinder, und ein Mann hat seinen Radioapparat angestellt und hört eine friedliche Abendmusik aus England. Vor der Tür sitzt Anna mit ihrem Mädchen, und Albert raucht behaglich seine Pfeife. Dich hat die Mutter eben ins Bett gebracht. Die Abendstille geht durch die Welt. Wenn du diese Zeilen liest, dann wirfst du darüber urteilen können, ob das, was dein Vater sich gewünscht hat, in Erfüllung gegangen ist, ob sein Werk den Lauf genommen hatte, den er wollte.

Wir werden sehen . . .



Königsberg aus der Vogelschau.

Sanft-Luftbild.

## Im Flugzeug nach Moskau.

Von Ludwig Heilbronn.



Nachtstart auf dem Flughafen Berlin-Tempelhof.

**T**iefe Nacht. Der Flugplatz Tempelhof liegt im Dunkel. Der Start nach dem Osten soll um ein Uhr stattfinden, aber die Wettermeldungen von der ganzen Strecke lauten noch ungünstig: zunehmender Nebel, schlechte Sicht, teilweise Regen.

Von den hohen Masten flammte auf den Glockenschlag drei urplötzlich scharlachrotes Neonlicht auf, rote, langgezogene Bodenlichter grenzen die Weite des Flugplatzes ab. Überall wird es lebendig. Die Motoren heulen auf, das Flugzeug bebt und zittert wie vor Ungeduld. Dann geht's vorwärts auf dem Rollfeld und kurz darauf aufwärts im leichten, befreienden

Schweben. Mächtliches Berlin. Die gewaltigen Häuserblöcke liegen da wie Waldparzellen, im Zentrum noch teilweise hell beleuchtete Straßen. Nach der Peripherie wird es ganz dunkel. Aber weit, weit hinaus streckt die Weltstadt ihre Fühlhörner.

Der Himmel ist sternklar, während am Boden sich allmählich leichter Dunst ansammelt. Der Kompaß weist nach Osten, unaufhaltsam. Bald kann man die sorgsame Befeuerung der Flugstrecke beobachten: rote Bodenlichter, weit ausgreifende Drehfeuer, deren Lichtkegel um das Flugzeug huschen, da und dort, hier und da aufzuckende und schnell verlöschende, wieder aufflammende Einzellichter. Ein Schauspiel von hohem Reiz, das allerdings bald immer mehr durch eine aschgraue Nebelwand verdeckt wird, die sich unter uns zusammenzieht und die Orientierung nicht unerheblich erschwert. Diese erfolgt nach dem Kompaß und durch Anpeilen der von Berlin und Königsberg ständig eingehenden Radiogramme.

In der Kabine sitzen außer mir noch der stellvertretende Pilot, der Bordmonteur und weiter im Hintergrunde der Funker vor seiner Schalttafel, deren abgedämpftes Licht die gut durchwärmte Kabine knapp erhellte. Draußen links und rechts die gewaltigen vierzehn Meter langen Tragflächen, die sich im nächtlichen Winde aufwärts und abwärts bewegen. Wie ungeheure Tierköpfe schieben sich die vorn aufgesetzten Motoren vorwärts. Die Ableitungsröhre für die Abgase legen sich um die Tragflächen, an deren hinterem Teile eine feurige Lohe hinauswirbelt.

So geht es Stunde um Stunde durch die nebel- und wolkenverhängte Nacht, bis allmählich der Tag aufdämmert. Der Horizont hellt sich auf, ganz langsam, die aschgrauen Bodennebel zerfallen sich. Stärkere Böen setzen ein. Die Funk-

meldung: „Danzig und die Danziger Bucht völlig vernebelt — Landung unmöglich —. Zwischen- oder Notlandung bei Stołp“ zwingt uns zur vorübergehenden Änderung des Kurses. Diese erfolgt glatt ohne Zwischenfall. Nach einem mehrstündigen Aufenthalt beginnen die Motoren wieder ihre ohrenbetäubende Musik. Herrlicher, sonniger Vormittag. Rosa durchglühete Wölkchen schweben uns entgegen. Bald liegt das wellige Land des Freistaates Danzig unter uns. Dort Oliva, hier Zoppot. Aus dem Dunst ragt hier der mächtige Turm der Danziger Marienkirche, dort der schlanke Rathausurm heraus. Nach kurzem Aufenthalt auf dem Flugplatz Langfuhr Weiterflug über die Danziger Bucht, über die Frische Nehrung und das Haff bis zum vorläufigen Ziel: Königsberg, die Stadt der „reinen Vernunft“.

Am nächsten Morgen beginnt der eigentliche Rußlandflug. Eine kleine russische Maschine nimmt mich auf.

Unter mir dehnt sich das gesegnete Ostpreußenland. Unübersehbare Weiden mit zahllosen Pferden und Rindern; Gegenden erbitterten und schweren Kampfes aus dem letzten Russenkiege.

Dann geht es über die Grenze nach Kyrbaty-Wirballen.

Es ist ganz richtig irgendwo einmal gesagt worden, daß, wenn die Grenzbezeichnung nicht vorhanden sein sollte, man ganz deutlich aus dem Stande der Felderwirtschaft erkennen könne, wo Deutschland aufhöre und wo russisches Gebiet anfangen. Dort sorgsame Abgrenzung der einzelnen Felder und Straßen, hier eine Regellosigkeit, ein Wegeneß, das jede Sorgfalt vermissen läßt; und das in zunehmendem Maße, je weiter man in das Innere kommt. Dazu die gänzlich verschiedene Bauart der Häuser, Gehöfte, Ortschaften. Auf deutschem Boden reges Leben und Schaffen, hier nichts von dem, selbstverständlich, soweit man das aus der Vogelperspektive beobachten kann. Es dauert nicht lange, und man ist über Romno. Der mächtig breite Njemenstrom und die Njewijasan vereinigen sich hier unweit dieser Stadt, die von oben gesehen bereits europäischen Zuschnitt fast völlig vermissen läßt. Auf dem Flugplatz erhebt sich der ehemalige Zeppelinschuppen. Die nicht erhebliche Post wird abgeworfen, so daß eine Landung nicht erforderlich ist. Die Maschine schraubt sich höher hinauf, und dann geht es stundenlang über die Unendlichkeit weit ausgedehnten Sumpflandes.

Die Zeit vergeht buchstäblich im Fluge. Es gibt so viel, so unendlich viel zu beobachten und zu sehen. Immer wieder eröffnen sich neue interessante Ausblicke. Die Landschaft wechselt trotz mancher Einförmigkeiten so oft ihr Aussehen, die ganze Situation ist so überaus eigenartig, daß keinen Augenblick etwas wie Langeweile aufkommt.

Nowo-Alexandrowsk wird überflogen. Einige Minuten später hat man schon das litauische Hoheitsgebiet verlassen und befindet sich über dem großmächtigen Dünaström. An seinen Ufern Dwinsk, auf Deutsch Düna burg. Bei Diszna beginnt das Russenreich. Bald ist Witebsk erreicht, umgeben von einem unbeschreiblichen Netz von Flüssen und Flüßchen, die in die Düna einmünden. Glatte Landung auf dem Flugplatz von Smolensk, der Stadt napoleonischen Andenkens. 830 Kilometer haben wir in den letzten fünf Stunden seit dem Start in Königsberg ohne Zwischenlandung zurückgelegt. Bevor der Gleitflug beginnt, müssen vorschrittsmäßig die Vorhänge der Kabine sorgfältig geschlossen werden — eine durch nichts gerechtfertigte Maßnahme, die auf Wunsch der russischen Regierung durchgeführt werden muß, weil Smolensk einen Truppenübungsplatz hat und man „Verrat militärischer Geheimnisse“ befürchtet.

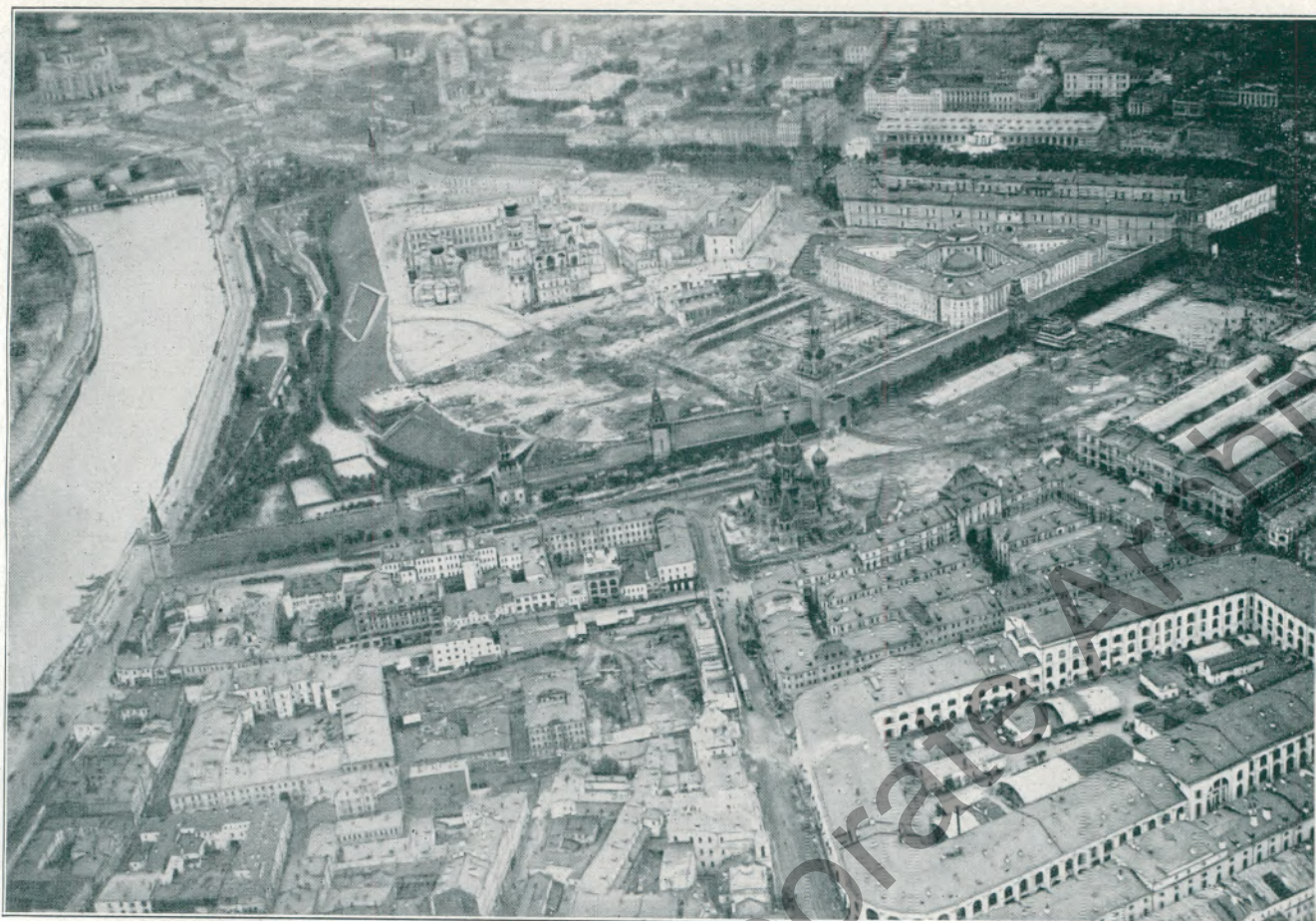
Mit einem Male steht man auf russischem Boden, umgeben von einer wahren Völkerschau, Russen in allen möglichen Kleidungen: Muschiks und Rotgardisten. Herrlicher See erfrischt und durchwärmt. Die lang entbehrte Zigarette kommt zu ihrem Recht. Eine freundliche, riesenlange Russin, angefan mit hohen Schafstiefeln, den Kopf in ein buntes farbiges Tuch

geüllt, serviert ein einfaches Frühstück. Dann geht es wieder hinein in die lustige Kabine und wieder hinaus in die Lüfte. Zweimal überqueren wir den Dnjepr. In einer Stunde ist Wjasma erreicht. Hinter Moschaisk kommt man in das Gebiet unübersichtbarer Wälder. Der Herbst hat das Laub längst bunt gefärbt.

Gewaltige Eichenwälder erglänzen in der Sonne in einer wundervollen Farbensymphonie. Die Moskwa leuchtet von weither in der Abendsonne, dicht und dichter schieben sich die Ortschaften zusammen; die Hauptstadt des Russenreiches streckt bereits die Arme weithin aus. Zahlreiche schloßähnliche Sitze, hell schimmernde Kirchen mit hohen Kuppeln winken zu uns herauf; das Straßennetz wird regelmäßiger. Weithin dehnt sich das Gebiet der Datschen aus. Allmählich bricht die Dämmerung herein. Aus ganz leichtem Dunst erheben sich aus weitgelagertem Häusermeer zahllose Kuppeln von Kirchen, kurz zuvor noch umglüht von dem feurigen Rot des untergehenden Tagesgestirns: Moskau. Der mächtige Bau der Erlöserkirche erstrahlt goldfunkelnd in magischem Licht, der hohe Glockenturm der Iwan Belikij reckt sich wie grüßend zu uns herauf. Kaum erkennbar die hochragenden Mauern des Kreml, deutlicher sichtbar die an indische Baukunst erinnernde Basilienka-Kathedrale. Nach kurzem Gleitflug landen wir auf dem Chodinka-Felde. Herzliche Begrüßung durch den Leiter der deutsch-russischen Luftverkehrs-gesellschaft, der Derulust. Zoll- und Paßkontrolle — alles wird in höflichster Form erledigt. Die ganze Flugplatzanlage auf der Chodinka macht einen tadellos sauberen Eindruck. Rote Fahnen knattern im Winde auf den Gebäuden. Rotgardisten überall, zumeist baumlange Kerle in tadellos sitzenden Uniformen. Dann geht es hinein in das Auto, das den hermetisch verschlossenen Paß am Tor erst passieren darf, nachdem ein von der G.P.U. (Tscheka) signierter Ausweisschein vorgezeigt war, und in rasendem Tempo über die neu angelegte breite Leningradskoje-Chaussee, eine mit Fahr- und Reitwegen versehene großartige Allee. Zur Linken liegt das alte Schloß Petrowskaja, in dem einst Napoleon Aufenthalt nahm, bevor er in den Kreml einzog und von dort aus das Schauspiel des brennenden Moskau erlebte.

Die Eindrücke, die innerhalb einer knappen Woche in dieser wahrhaft rätselvollen Stadt auf mich einstürmen, können nur bruchstückweise verarbeitet werden. Wie in einem Kaleidoskop wechselt das Bild von Augenblick zu Augenblick: das Straßensbild, das Durcheinander der Architekturformen, das vielfache Überwiegen orientalischer Motive, die lebhafteste Farbengebung, die beispiellosen Kontraste, die besondere Eigenart des Straßenhandels, die Handhabung der Verkehrsmittel, die Bekleidung der Bevölkerung, das beispiellose Hervortreten kirchlicher Bauten, dazwischen das Heer der Bettler, unglaublich zerlumpte Gestalten. Kopfbedeckungen der abenteuerlichsten Art, von der Krimmermütze bis zu dem buntgestickten Käppchen der Armenier und Georgier, Juden in allen Schattierungen mit langem Kastran, Popen mit welligen Haarmähnen. Auf den Hauptstraßen und Hauptplätzen herrscht ein Verkehr, von dem man sich eine ungefähre Vorstellung machen kann, wenn man sich vergegenwärtigt, daß Moskau bis vor wenigen Jahren nur etwa eine Million Einwohner beherbergte, heute aber bereits zweieinhalb Millionen, und daß Häuser in dieser Zeit fast gar nicht errichtet sind. Die Häuser zerfallen im Innern, während man nach außen hin eine einigermaßen günstig wirkende Fassade herzustellen sich bemüht. Die Hauptstadt des Russenreiches soll sich ja so vorteilhaft wie möglich präsentieren. Überall wird verputzt und gepinselt. Die Staatsgebäude sind in einwandfreiem Zustande.

In den Straßen — das kann ruhig in dieser Verallgemeinerung gesagt werden — sieht man fast nur ernste Gesichter. Die Einwohnerschaft hat furchtbare Zeiten hinter sich, die wirtschaftliche Lage ist mehr als schwer, wenn sie sich auch, wie man versicherte, allmählich bessere. Die furchtbaren Nöte der



Moskau.

Hansa-Luftbild.

„... kaum erkennbar die hochragenden Mauern des Kreml (im oberen Teil des Bildes), deutlich sichtbar die an indische Baukunst erinnernde Basiliens-Kathedrale (Bildmitte) ...“. Unteres Bild: Die Basiliens-Kathedrale.

Wohnungsverhältnisse, die Unsicherheit der politischen Lage, draconische Maßnahmen, alles das mag zusammenkommen, um jene Erscheinung wohl überall zutage treten zu lassen.

Ein Blick in die Große Oper, die im Innern den ganzen zaristischen Prunk aufweist und stark im Gegensatz zu der Kleidung und Haltung der Besucher steht, vermittelt wertvolle Eindrücke, noch stärkere ein Besuch des revolutionären Staatstheaters. Es wird das Drama „Brülle, Löwe!“ („Reschiki Lai“) gegeben, ein ungemein aufpeitschendes, aufwirbelndes Revolutionsdrama mit einer ganz unerhörten bolschewistischen Propaganda, das Erwachen Chinas behandelnd.

Den Hauptanziehungspunkt Moskaus bildet selbstverständlich der Kreml, den ich mit besonderer Erlaubnis besuchen durfte, diese rätselhafte Stadt für sich, angefüllt mit Geheimnissen und Bauten unbeschreiblicher Art. Vor der Kremlmauer erhebt sich das gigantische Lenin-Mausoleum, in dem tief, tief unten in einem Gerölbe Lenin, sorgsam einbalsamiert, unter einem Glasbehälter ruht, mit dem wächsernen Antlitz, dem scharf gemeißelten Tatarenschädel und den zusammengeballten Händen.

Draußen: der Mond steht hoch am Himmel, das Werk auf dem Kremlturm hebt zum Schläge aus, und das Glockenspiel, das früher die Zarenhymne erklingen ließ, spielt die Internationale. Am Tor die Kapelle der iberischen Madonna, die man inzwischen abgerissen hat. Ein bunter Papierregen wird von dem flackernden Licht unzähliger Kerzen umschwelt. Der Pope spricht seine Gebete. Die Menge kniet, elendes Volk aus allen Teilen Rußlands, das hier Gnade erhofft, Heilung, Besserung seines grauenvollen Daseins.

So rundet sich im Laufe der wenigen Tage ein Bild von beispielloser Seltsamkeit, erfüllt von Eindrücken, die man nie wieder vergißt.





Sibirische Sümpfe.

Lichtbild: Luftschiffbau Zeppelin.

## Die russischen Provinzen.

Landschaft, Fauna und Flora.

Von Dipl.-Ing. Rudolf Seiden, Wien.



Lichtbild: Seisenheyner.

Über dem sibirischen Bergland.

Tausendfältig ist die russische Landschaft, die, mit 2,12 Milliarden Hektar ein Sechstel der Erdoberfläche umfassend, von der Ostsee bis zur asiatischen Küste des Stillen Ozeans und vom Nördlichen Eismeer bis nach Mittelasien reicht. Tundren — die Moos- und Grassteppen Sibiriens, welche während des langen Winters schneebedeckt, im kurzen Sommer aber mit Vinsen, Gräsern, Torfmoos und Flechten bewachsen sind — wechseln mit sonnedurchglänzten Lehnen und Sandwüsten, Urwälder mit Weiden, hohe Gebirge mit weiten Ebenen. Mit dem vielseitigen Gesicht der Landschaft wechselt

auch das Klima Rußlands, das im allgemeinen kontinentalen Charakter trägt, also im Winter verhältnismäßig kalt, im Sommer (auch im Norden) ziemlich heiß ist. Auch die Niederschlagsmengen werden von der Landschaft beeinflusst und erreichen im Süden jährlich etwa 300 Millimeter, im Norden bis 600 Millimeter; daher finden sich hier die ausgedehntesten Waldgegenden des Landes, und zwar auf einer Fläche von 600 Millionen Hektar — Rußland ist damit das waldreichste Gebiet der Erde —; im übrigen aber ist der Boden arm an Nährsalzen, so daß er nur wenige Nutzpflanzen hervorbringt. Am besten gedeiht noch der Flachsbau in diesem Gebiete, und zwar in solchen Mengen, daß er 80 % der Weltproduktion dieser wichtigen Faserpflanze liefert. Der Süden des Reiches besteht aus Steppen und aus humusreicher Schwarzerde; so ist es denn verständlich, daß er eine der bedeutendsten Kornkammern der Erde darstellt, indem 250 Millionen Hektar Ackerland und überdies weite Strecken mit Trauben, Tabak, Lee und Baumwolle bepflanzt sind. Die Weiden ermöglichen eine ausgedehnte Viehzucht, die zwar noch nicht genügend wirtschaftlich betrieben wird, immerhin aber dazu beigetragen hat, daß Rußland heute (mit etwa 30 Millionen Stück) ein Drittel der auf der ganzen Erde lebenden Pferde besitzt. Reich ist Rußland an Bodenschätzen: man findet hier in bedeutenden Mengen Eisen, Kohle, Kupfer, Gold, Erdöl, Edelsteine, Mangan (die ausgedehntesten Lager der Erde!) und Platin (95 % der Weltproduktion). Auch die vorhandenen Wasserkräfte sind gigantisch: sie werden auf 30 Millionen PS geschätzt.



Lichtbild: Luftschiffbau Zeppelin.

„ . . . mächtige Flüsse, die oft das Ufergelände überschwemmen, beleben die Landschaft . . .“.

Die Vielsältigkeit der Landschaft, die gewaltige Ausdehnung des Landes, die Buntheit der Tier- und Pflanzenwelt, der Bodenschätze und der Kultur erfordern eine Aufteilung des Staatsgebietes, eine gesonderte Darstellung der einzelnen Naturgebiete, wobei wir uns weniger an die wirtschaftliche und politische Einteilung als an einzelne uns allen gut bekannte Gegenden halten wollen.

Der europäische Teil der Sowjetunion besteht fast nur aus Ebenen, die im Norden in die Taiga, den Urwald, übergehen. Zahlreiche Seen und mächtige Flüsse, die oft die Ufergelände überschwemmen, beleben die Landschaft ebenso wie die Felder und Haine, in welchen verstreut ärmliche Dörfer liegen. In der Taiga haufen noch immer Bären und Luchse, und die Wölfe wagen sich sogar bis an die menschlichen Siedlungen heran. Überall trifft man Wildenten und Wildgänse, Schnepfen, Schneehühner und Auerhähne, im Süden auch scharenweise verschiedene Trappenarten an. Während Weißrußland größtenteils Moränenland ist, arm an Wald, doch reich an Seen und Sümpfen und Feldern, die Roggen, Weizen, Gerste, Hafer, Flachs, Hanf und Kartoffeln hervorbringen, ist die Krim landschaftlich eine der schönsten Gegenden der Erde. Wohl ist der größte Teil dieser Provinz mit Steppen bedeckt und das Gebirge verhältnismäßig niedrig — die Berge erreichen Höhen von nur 130 bis 1500 Meter —, dafür aber tragen ihre Hänge Weinberge, Tabakkulturen, dunkle Fichtenwälder, Zypressen, Oleander, Palmen, Mimosen, Rhododendren, überdies Feigen-, Oliven- und Zitronenbäume. Wasserfälle stürzen in die Täler und zerklüften die Felswände, und prächtige Gartenanlagen sowie Apfel-, Birnen-, Pfirsich- und Aprikosenkulturen erfreuen, besonders zur Blütezeit, das Auge. Die Ukraine ist dagegen viel eintöniger, wenn auch neben den Steppen fruchtbare Schwarzerde und dichte Wälder das an sich ganz ebene Land etwas beleben.

Der Kaukasus übertrifft an Naturschönheiten sogar die Schweiz. Das Gebirgsland besitzt nur wenige Täler und Ebenen, dafür aber viele hohe Berge (die vielfach noch uner-

forscht sind), schattige Wälder und fischreiche Flüsse, die sich in das Kaspische Meer ergießen. Im Gebirge sind Hirsche und Rehe, Eber, Bären und Luchse zu Hause, aber auch der gefährliche Leopard und (im Südosten) der gefürchtete Tiger. Sehr verbreitet sind Gemsen und Steinböcke. Viele Zugvögel überwintern im Kaukasus, so Trappen, Wildgänse, Enten, Schwäne und Flamingos, und während des ganzen Jahres sind hier neben den schönsten Fasanen die in Europa bereits ausgestorbenen Frankolinhühner, ferner das Felsenhuhn und mehrere Birkhuhnarten anzutreffen. Viele Tiere nähren sich von den in großen Massen vorhandenen Früchten der Eichen, Buchen, Nuß-, Pflaumen-, wilden Birn- und Apfelbäumen. Im Kaukasus gibt es auch Orangenplantagen, Baumwoll-, Lee-, Tabak- und Weinkulturen sowie kunstvolle Gartenanlagen, andererseits treiben die Bewohner im Schwarzerdegebiet Gemüse- und Getreidebau. Aber auch an Steppen und wüsten Ebenen fehlt es im Kaukasus nicht.

Der Ural, eine an die westsibirische Taigaebene grenzende uralte Gebirgskette, bietet ebenfalls ein buntes Landschaftsbild. Im Norden Tundren, Steppen und Wälder — vor allem Nadelbaumwälder (15% des gesamten russischen Waldbestandes befinden sich im Ural, der überdies zu den erzeichsten Gebieten der Erde zählt) —, im Süden Steppen und Birkenhaine und mehr als tausend Seen, die oft wertvolle Salze gelöst enthalten. Der Ural ist nicht hoch, jedenfalls niedriger als die meisten glauben: im Durchschnitt erreichen die Berge nur 400 bis 500 Meter, maximal aber 1750 Meter Höhe. Die Bevölkerung lebt zum großen Teile von der Jagd und der Fischerei. Die Taiga beleben Renntiere, Bären, Rehe und Elche, ferner Auerhähne, Birk- und Schneehühner, in den Steppen und an den Gewässern Schnepfen, Rebhühner, Trappen und viele andere Vogelarten.

Das Altaigebirge ist wenig erforscht; über 6000 Meter hoch ragen seine Schneegipfel empor, und herrliche Gebirgsseen, die jedem Vergleiche standhalten, bergen seine noch unberührten Urwälder. Tundren und Wiesen grenzen an

Steppen, und so ist es erklärlich — und doch wiederum verwunderlich —, daß hier neben Bären, Tigern und neben Leoparden der Luchs, die Wildkatze und der Maral, der Altaihirsch und das Moschustier neben dem sibirischen Reh und dem Steinbock vorkommen. Bunt ist die Vogelwelt, welche besonders reich durch Felsenhühner und Trappen vertreten ist.

Turkestan grenzt an Persien, Afghanistan, Tibet, China und ans Kaspiische Meer — ist somit umfangreich und auch in seiner Landschaft vielfältig. Die Bewohner bauen Weizen und Gerste und treiben Viehzucht; neben dem Pferd, dem Schaf und der Ziege ist auch das Kamel hier ein verbreitetes Haustier. An den Berghängen gedeihen immergrüne Pistazien, Nuß-, Pfirsich- und Apfelbäume; auch wird hier Weinbau betrieben. In den höheren Regionen wachsen Tannen und viele andere, tiefe Urwälder bildende Bäume, auf welchen Spechte, Nußknacker, Sperbereulen, Birkhühner, Auerhähne und der Raufußkauz haufen. Weiter leben im Gebirge Felsenhühner, Schnepfen, Berggänse und der Sichelschnabel, ferner Bären, Luchse, Rehe, der Gepard, der Schneeleopard, der Steinbock und der Maral. Die Niederungen Turkestans bestehen aus Sandwüsten, Grassteppen, Sumpfland und künstlich bewässertem Kulturgebiet. Hier treiben sich zwischen dichtem Rohr der Eber und der Tiger, der Luchs und die Wildkatze, das Wildschaf und die Hyäne sowie die Antilope herum, die aber nicht geschossen werden darf. Sehr zahlreich sind die Gasanen sowie Reb- und Wüstenhühner. Auf den Reisfeldern und an den Bewässerungskanälen überwintern viele Zugvögel, vor allem Schnepfen, Wildenten und Gänse.

Transbaikalien, der gebirgige Teil der Mongolenrepublik, wird fast das ganze Jahr hindurch von der Sonne durchglüht. Die Flora ist darum kümmerlich, die Tierwelt aber gedeiht in diesem Klima gut: riesige Bären, Elche, Rehe, Moschustiere und Edelhirsche bevölkern das Gebirge, auf den Bergkämmen trifft man auf Schafherden und in den Steppen (im Süden des Gebirges) auf Antilopen. Unter den Vögeln herrschen der Auerhahn, das Birk- und Haselhuhn, die Schnepfe, die Trappgans und die chinesische Stockente vor.

Die Republik Jakutien ist ebenfalls gebirgig und noch lange nicht ganz erforscht. Die Lena, einer der größten Flüsse der Erde, durchquert das Land, welches auch den Kältepol (im Norden) birgt; doch ist hier die herrschende niedrige Temperatur deshalb verhältnismäßig leicht zu ertragen, weil fast immer trockenes und windstilles Wetter herrscht. Die Tierwelt ist vor allem durch riesenhafte Elche, Steinböcke, Renn- und Moschustiere sowie Bären vertreten.

Sibirien, vom Eismeer bis an die Grenzen der Mongolei und an den Ural reichend, ist nicht, wie viele glauben, eine überaus kalte Gegend, sondern an manchen Orten sogar im Winter recht warm und im Sommer sogar heiß (im Norden hat es im Sommer 20° C!). Die Lunden des Nordens

tauen wohl nie auf; in südlicheren Gebieten sind sie aber übersät mit Seen und Sümpfen und dicht bewaldeten Moorböden. Verbreitet sind Birkenhaine und Urwälder. Der Süden ist hügelig und von Wildbächen und Schluchten durchzogen; auch hohe Berggipfel, ewig mit Gletschern und Schnee bedeckt, ragen in den graublauen Himmel. In Sibirien sind der Edelhirsch, das Reh, der Eber und die Trappgans zu Hause. Außerdem in den Lunden das Renttier, der Schneehase, der Fuchs, Eisbären, Wildgänse und Schweine, in der Taiga Bären, Luchse, das Vielfraß, Wölfe, Eichhörnchen, Ottern, Zobel, Wiesel, Hermeline, Elche sowie mehr als 200 Vogelarten. Im Baikalsee kommt ein Verwandter des Seehundes, die Baikalrobbe, vor.

Der Ferne Osten überrascht durch seinen Reichtum an Laubwäldern und an Raubtieren: Tiger leben hier, Wölfe, Leoparden, Bären, ferner Renttiere, Elche, Marder, Hirsche, Füchse, das Vielfraß, die Bergantilope, Eber, Rehe, Zobel, Moschustiere, weiter Schnee- und Haselhühner, der rote Ibis und der weiße Kranich, Regenpfeifer, der seltene schuppige Säger, Wildenten und Gänse und viele Zugvögel.

Kamtschatka, das wohl auch zum Fernen Osten zählt, seiner besonderen Landschaft und Fauna halber jedoch für sich behandelt werden muß, ist eines der vulkanreichsten Gebiete der Erde. Von der Stadt Petropawlovsk aus kann man drei bis vier und auch mehr rauchende Berggipfel Tag für Tag beobachten. Am imposantesten ist aber der Eindruck des etwa 5000 Meter hohen, stets tätigen Vulkans Klutschewskja Sopka. Die Wälder Kamtschatkas bestehen meist aus gelben Birken, welche auf das an weiße Birken gewöhnte Auge einen unvergesslichen Eindruck machen. Zahlreich sind die warmen Quellen und die Gebirgsflüsse, die nie einfrieren und darum viele Vogelarten — besonders Schwäne und Wildgänse — zum Überwintern einladen. Steinböcke und Bären, Renttiere und Elche kommen hier in Massen vor, vor allem aber jene Tiere, welche uns die Pelze liefern: etwa 40 % der russischen Rauchwaren stammen aus Kamtschatka! Hier leben Seeottern und Fischottern, Zobel, Eisbären, Weiß- und Blaufüchse, Hermeline und Wiesel, Gebirgshammel, Marder, Dachse, Eichhörnchen, Hasen, Luchse, außerdem Tiger und Panther, Moschustiere, Hirsche, Wildschweine, Rehe, wilde Ziegen und schließlich von Seetieren Walroß, Seelöwen, Walfisch und Seehunde. Kamtschatka ist somit die tierreichste Landschaft Rußlands!

Die Landschaft Rußlands ist bunt und in jeder Beziehung vielfältig. Pflanzen und Tiere des hohen Nordens und des heißen Südens gedeihen hier, und die Menschen, die hier leben, unterscheiden sich nicht minder in ihren Sitten und in ihrer Kultur. Wenn man quer durch Rußland reißt, erkennt man am besten, daß auch der Mensch, vor allem in seiner Kultur, abhängig ist von der ihn umgebenden Natur.

## Die Schatten wachsen . . .

Die Schatten wachsen, wachsen ohne Ende  
Und rinnen ineinander.  
Erloschen ist der Tag in dem Gelände  
Und lischt am Bergesrand.

Nun ist er hin, der Lebenskraft und Wonne  
Im Herzen rief hervor . . .  
Da steigst du, Mond, ein Nachgebild der Sonne,  
Am Horizont empor.

Du bannst mein Auge, wie Erinnerungen  
Berücken mir das Herz . . .  
Nun ist des Lebens letzter Ton verklungen  
Im Frieden allerwärts.

Du gleitest durch die Luftbahn, die azurne,  
So nah und doch so fern;  
Und stumm verstreut die Nacht aus ihrer Urne  
Zur Erde Stern um Stern.

A. Fet.

(Übertragung aus dem Russischen von Fr. Fiedler.)



Altrossische Freibeuter auf der Wolga.

Radierung von Prof. J. von Belsen.

## Mit Ilsebill freiwillig nach Sibirien.

Drei Ausschnitte aus dem Tagebuch einer sibirischen Reise von Arthur W. Just.\*

### I. „Wostokstal“ oder Neuer Geist im alten Ural.

Wir fahren durch ein weitgestrecktes ehrwürdiges Dorf, das mit seinen 70 000 Einwohnern sich erst neuerdings den Charakter einer Stadt erworben hat. Nischnje Tagil ist die älteste noch im Betrieb befindliche Eisenfabrik des Ural. Inzwischen ist die Wasserkraft ihres Eisenwerks durch eine moderne Elektrostation mit deutschen Maschinen von 10 000 KW ersetzt. Neben den ältesten Schmelzöfen, die ihren gräßlichen Herren fünfzig Jahre lang gedient haben und die das schöne, mit Holzkohle gewonnene weiche Uraleisen auch heute noch liefern, sind zwei neue Hochöfen entstanden. Der leitende Ingenieur ist sehr stolz, daß die kostbaren Abgase zu einem erheblichen Teil nützliche Verwendung finden. Die Schmiede befindet sich in einem uralten Gemäuer. Ein Dampfhammer von 2 Tonnen war vor vielen Jahrzehnten einmal eine Sehenswürdigkeit im Ural. Ein tüchtiges Walzwerk für Blech und Gussstahl, eine Gießerei sind vorhanden. Wir kommen dazu, wie der eine neue Hochofen seine zähflüssige Blut in das von Mädchen auf eine sanft sich

neigende Fläche geprägte Gerippe kleiner Kanäle ergießt. Staubige Arbeiter regieren mit grünen Stangen den feurigen Strom. Sie schützen Kopf und Augen mit komischen breitrandigen Pampashüten aus Filz. Es gibt in ganz Rußland auch heute noch kein modernes Hüttengießwerk. Diese Wiege der Uraleisenindustrie, das Demidowsche Werk in Nischnje Tagil ist typisch, weil es eine Vorstellung von den primitiven, handwerksmäßigen Methoden des Betriebs im Ural gibt und zugleich doch auch schon ein Beispiel ist für die schnell vor sich gehende Erneuerung.

Man fährt um die Fabrik herum, durch eine schöne, alte Allee am Seeufer vorbei, vorüber auch an einem in der Revolution ersoffenen Kupferbergwerk und steht vor Gora Wyssokaja, dem „Hohen Berg“, einem der vielen mächtigen Eisenerzlager des Ural. Ein flacher Krater öffnet sich. Dem Berg ist die Seite aufgerissen. Man sprengt ihm das Erz ab, wie man von einer Fürst-Pückler-Eisbombe die Scheiben schneidet. Die Schichtung ist deutlich zu sehen. Unter einer flachen Decke, die fortgeräumt werden muß, dehnt sich 130 m tief hinab die Eisenerzlagerung. Demidow hat nur die großen und reinen Stücke verwandt. Weite Flächen jahrhundertalter Halden sind mit Erzschluff bedeckt, den zu waschen oder zu agglomerieren niemand für nötig

\* Arthur W. Just „Mit Ilsebill freiwillig nach Sibirien“. 292 Seiten mit 16 Lichtbildern des Verfassers und einer Karte. Ernst Pollak Verlag, Berlin 1932. Ganzleinen RM. 5,50.

befand. Wäscherei und Agglomerationswerk sind als Neubau umweit zu sehen. Eine Förderbahn aus der offenen Grube hat noch den Wettbewerb langer Ketten kleiner Pferdekarren auszuhalten, die, von Kindern und Frauen geführt, zweirädrig, das Erz heraufbringen. Ein kleiner schwarzhaariger Jüngling von höchstens 25 Jahren mit einer außerordentlich schlechten Gesichtsfarbe erweist sich als der Bergwerksdirektor und erzählt vom Fünfjahresplan. Das Werk wird 1933 2,5 Millionen t Erz fördern; es wird ganz modern von amerikanischen Sachleuten zum Teil mit deutschen Maschinen mechanisiert werden; es fördert heute schon jährlich halb soviel, wie Demidow in 200 Jahren abbaute: 1,2 Millionen t.

So sind die Dinge im Ural. Man scharret ein bißchen, und da liegt Erz. Man gräbt ein wenig und findet Edelstein. Man wäscht den Sand der Flüsse, und da ist Gold. Solange kein Zwang vorlag, hat man das alles so nebenbei gemacht. Als ich vor fünf Jahren durch den Ural fuhr, von Fabrik zu Fabrik, von einer Schatzkammer zur anderen, gab es da noch alte Bergingenieure, die sich der Zeiten erinnern konnten, wo nur einmal im Jahr, zum Frühling, zum Hochwasser, die Erzeugung auf Barken verladen und mit Mühe und Gefahr bis zur Kama gebracht werden konnte. Dort ging sie dann langsam den Wasserweg hinab, um im August in Nischni Nowgorod zum Jahrmarkt zurechtzukommen.

Der neue Geist ist keine zwei Jahre alt. Noch kein Jahr lang besteht die Organisation „Wostokstal“ (Oststahl) mit dem Hauptsitz in Sverdlowsk, dem alten Jekaterinenburg, wo vor zweihundert Jahren Latschschew und de Sening ihr Oberbergamt hatten. Der Herr der Eisenindustrie im Rätereich östlich der Wolga bis zum Stillen Ozean ist Jakow Pawlowitsch Iwanitschenko. Er ist 38 Jahre alt, Sohn eines Heizers im Donezbecken, Arbeiter am Kessel, in der Gießerei, in der Modellsticherei, später Gewerkschaftssekretär, Revolutionär und roter Kommandeur. Jakow Pawlowitsch ist breit und füllig, seine Hände haben dicke, fleischige Finger. Er sitzt in einem hochmodernen, ganz neuen Bürohaus in einem Privathaus, das eines Generaldirektors würdig ist. Er trägt eine blaue Bluse ohne Kragen. Hohe Lederstühle zeigen in Blindprägung Grafenkrone. Hinter ihm an der Wand ist die Karte seines Verwaltungsgebietes ausgespannt. Es fällt gar nicht auf, daß dort auch noch eine Halbinsel Europa am Rande klebt. Er hat seit 1922 bereits Verwaltungspraxis in der Eisenindustrie. Vom Direktor eines Werks mit 4000 Arbeitern stieg er auf zum Leiter des größten Eisenwerks in der Ukraine mit 35 000 Mann Belegschaft. Er herrscht jetzt über Hunderttausende, und der Plan sieht Millionen vor. Er ist einer der großen genialen Organisatoren, deren es nicht viele und besonders nicht in Rußland gibt. Die Selbstverständlichkeit, mit der hier befohlen wird, die Natürlichkeit, mit der sich diese Männer aus den kleinen Dingen, den Akten, den Hunderttausend Papieren, den überflüssigen Besuchern herauszuhalten verstehen, überrascht ebenso wie ihre Sicherheit den fremden Dingen im Ausland gegenüber, von denen sie erzählen, und gegenüber der Zukunft, von der sie nicht schwärmen, sondern die sie zwingen wollen. Wostokstal hat den Auftrag, die Produktion an Eisen von 1,5 Millionen t von 1928 bis zu Ende des Fünfjahresplans auf 7 Millionen t zu steigern. Das ist fast das Doppelte der Gesamtproduktion an Eisen im Rätebund, gegenwärtig (4 Millionen t), und das wird dann wieder beinahe die Hälfte dessen sein, was der Plan für das ganze Gebiet vorsieht (16 Millionen t). Das spezifische Gewicht des Ural in der Eisengewinnung Rußlands, aber auch der Welt, wird plötzlich erheblich wachsen. Der Ural ist aus seinem zweihundertjährigen Schlaf gerüttelt. Iwanitschenko spricht von diesen Dingen nur mit halbem Interesse. Er denkt an den zweiten Fünfjahresplan mit einer Gesamtauf-

gabe von 30 Millionen t für Wostokstal, die dann schon die Produktion des westlich der Wolga liegenden Gebiets übersteigen soll. 1937 ist ein gar nicht so fernes Jahr. Es klingt alles so sicher aus dem Mund dieses dicken Riesen, dem Stalin den Auftrag gab, wie Peter es mit Demidow tat.

Frägt sich, wo nun denn diesmal der Sinn für die Renaissance des Ural zu suchen ist. Es ist alles noch sehr neu selbst im Plan. Die Regierungsverordnung, die sich der Parteibotschaft vom Mai 1930 schon reflexiv annimmt und Wostokstal die konkrete Aufgabe stellt, stammt vom Februar 1931. Ist der technische Fortschritt so weit gediehen, daß die Schätze des fernen Ural zum Nutzen des europäischen Rußland mit wirtschaftlichem Effekt gehoben werden können? Droht wieder ein „Schwedenkrieg“, der Rußland in die Gefahr versetzt, seinen Eisenbedarf aus dem Ausland nicht mehr decken zu können? Entwickelt sich zwischen Wolga und Jenissei ein neues Wirtschaftsgebiet, das Unabhängigkeit vom europäischen Rußland anstrebt? Ist Sibirien keine Kolonie mehr, sondern emanzipiert es sich? Oder wandert der Schwerpunkt des russisch-sibirischen Raums, den Peter willkürlich an den Welstrand, an die Nena, verlegt hatte, nach dem Gesetz der politischen Schwerkraft notwendig nach Osten? Das investierte Kapital soll bis 1933 rund 1,5 Milliarden Rubel bis 1937 5 Milliarden Rubel betragen. Das ist kein Pappenstiel! Damit kann man schon aus einer Wüste einen Zaubergarten machen. Das „Ural-Rusnecker Problem“ ist mittlerweile zum großen Schlagwort im Rätebund geworden. Es wird Zeit, sich auch in Europa für diese Dinge zu interessieren.

## II. „U. R. R.“

Diese drei Buchstaben bezeichnen eine Sache, die geeignet erscheint, das Gesicht der Weltwirtschaft im Verlauf der nächsten fünf bis zehn Jahre entscheidend zu verändern. Es wird also nötig sein, daß jeder Zeitungsleser der Welt sich mit den Begriffen, die dahinter stehen, in den Grundzügen vertraut macht. U.R.R., das heißt einfach Ural-Rusnecker Kombination. Es kann aber heute noch nicht einmal an gar so kleinen Plätzen vorkommen, daß Telegramme nach Rusnecker von einem Rätepostbeamten nicht angenommen werden, weil dieser Platz ihm unbekannt und in dem amtlichen Verzeichnis der Orte mit Telegraphenverbindung nicht aufzufinden ist. Dasselbe kann mit dem Ort Magnitogorsk vorkommen, der etwa 100 000 Einwohner hat und am Ostabhang des südlichen Ural liegt. Er war nämlich vor zwei Jahren überhaupt nicht vorhanden, und nur eine breite Kosakenstauung ähnlichen Namens führte dort in der Steppe ein vergessenes Dasein. Es gibt in Deutschland nicht wenige Kriegs- und Zivilgefangene des Weltkrieges, die an diese Gegenden trübe Erinnerungen von öden Kirksiedörfern bewahren. Viele aber haben sich vielleicht mit Erfolg bemüht, diese Bilder und Erlebnisse aus dem Gedächtnis zu verdrängen. Sie taten recht daran, denn es ist jetzt alles anders. Kombinat ist ein neuer terminus technicus für große vertikal verbundene industrielle Produktionsgebilde, deren Errichtung nach den industriellen Aufbauplänen des Rätebundes vorgesehen ist. Krupp würde man als „metallurgisches Kombinat“, die Kiebeck-Montanwerke als „chemisches“ bezeichnen. U.R.R. ist jedoch nur der Idee nach ein Kombinat, dem Wesen nach aber eine der großartigsten Wirtschaftsunternehmungen, die jemals gedacht wurden.

Wer je von den unerhörten Schätzen in den Uralbergen etwas vernommen hat, den mußte das Verlangen packen, sie zu heben. Wer sie sein eigen nennen konnte, wie die Räteregierung, den durfte der Gedanke, sie nutzbar zu machen, bei Tage und bei Nacht nicht zur Ruhe kommen lassen. Besonders aber, wer arm, jung und tatendurstig ist wie die Leute im Kreml, wird all sein Dichten und Trachten daran

setzen. Der Ausbeutung der Mineralreichtümer des Ural aber waren, dies Gebirge allein als Basis genommen, verhältnismäßig enge und ganz bestimmte Grenzen gesetzt. Der Ural auch in weiterem Sinne verfügt über keine zu Verhüttungszwecken geeignete Kohle. Der Schmelzprozeß war immer auf Holzkohle angewiesen, und man hat errechnet, daß die oberste Grenze der Leistungsfähigkeit der Uraleisenerzeugung bei etwa 850 000 t jährlich liegt. Es kam also alles darauf an, eine für den Ural erreichbare Hüttenkohle zu finden, und die geologischen Untersuchungsausschüsse taten ihr Bestes, um das Problem zu lösen. Unererschöpflich scheinende Torflager wurden gefunden. Die technologischen Eigenschaften der äußerst günstig gelegenen Steinkohlen bei Kiesel im mittleren Ural erwiesen sich als vorzüglich für Verkokung und Vergasung. Der hohe Schwefelgehalt aber machte sie für Verhüttungszwecke unbrauchbar. Dafür aber war eine Energiequelle gefunden, die große Möglichkeiten eröffnete. Man suchte in der weiteren Umgebung und stieß bei Karaganda, in Kasakstan, „nur“ etwa 1000 km von den Magneteisensteinlagern des Ural entfernt, auf bisher fast völlig unbekannte unererschöpflich scheinende Kohlenlager, deren Proben jedoch auch nicht die benötigten Eigenschaften aufwiesen. Die Versuche sind noch nicht abgeschlossen. Inzwischen war man aber auch weiter östlich in Sibirien nicht müßig gewesen und hatte damit begonnen, die Schätze des Altai zu erforschen, dessen Reichtum an Bunt- und Edelmetallen wohl im allgemeinen bekannt war. Bekannt war auch, daß nordwestlich vor dem Altaihochgebirge die hügelige Mulde des Kusneßer Alatau Steinkohle barg. Mit der Sibirischen Bahn waren bei Anisferka größere Kohlenruben entstanden.

Es ist möglich, daß das U.R.K., so wie es sich heute darstellt, überhaupt ein Unsinn ist. Der Grundgedanke besteht darin, daß die vorzügliche Hüttenkohle des Kusneßer Beckens zur Verwertung der reichen Erzkorkommen des Ural verwandt werden soll. Dazwischen liegt eine Entfernung von 2500 km. Die Frage von der Wirtschaftlichkeit ist eine Transportfrage. Es bereitet keinerlei Schwierigkeiten für eine staatskapitalistisch wirtschaftende absolute Diktatur, solche Kleinigkeiten mit einem Ausnahmebefrachtungstarif zu lösen. Man kann dann die schönsten Rentabilitätsberechnungen aufstellen, und niemand ist in der Lage, dagegen etwas einzuwenden.

Man will es im Rätebund nicht glauben, daß Gewinn in volkswirtschaftlichem Sinne nicht lediglich eine Erfindung der bösen Kapitalisten ist, sondern immer nur die Probe auf die Richtigkeit eines Wirtschaftsexperiments. Man kann in Bilanzen und Budgets tausend Künste spielen lassen und sich und andere mit Erfolg täuschen. Es muß aber — das ist ewiges wirtschaftliches Gesetz der Natur — jede Rechnung für den Verbrauch von Kraft bezahlt werden. Die ganzen Rechnungen, die sich für die Zukunft ergeben und mit vielerlei Unbekannten arbeiten müssen, sind bisher durchaus undurchsichtig. Die Bolschewiki sind sehr stolz darauf, daß sie unter ihren staatskapitalistischen Bedingungen anders glauben rechnen zu können als die kapitalistische Welt. Wenn man dies und jenes einwendet, heißt es dann immer zum Schluß, das sei eben der Vorteil der sozialistischen Wirtschaft, daß sie keine Grundrente, keine Notwendigkeit von Gewinnen zu berücksichtigen brauche. Die Logik solcher Schlüsse ist noch nicht zu erweisen. Die Experimente sind noch nicht durchgeführt. Es muß erlaubt sein, vorläufig Zweifel zu haben.

Das Problem Uraleisen — Kusneß — Kohle wird doppelseitig gelöst. Sowohl im Ural wie in Kusneß werden gleichzeitig Hochofen errichtet. Der Ural ist dabei bevorzugt, und es fällt auf, daß bisher in fast allen Industriebezirken der Welt das Eisenerz den Weg zur Kohle genommen hat. U.R.K. ist eine Kompromißlösung mit Betonung des umgekehrten Weges. Die Idee der günstigsten Frachtraum-

ausnutzung ist an sich in ihrer Richtigkeit nicht zu bestreiten und sie gehört zwingend zum Ganzen. Es handelt sich aber beim U.R.K. nicht lediglich um die Eisenproduktion, sondern zugleich um die Entwicklung einer modernen Steinkohlenindustrie, einer Koks-Benzolindustrie, der Gewinnung von Buntmetallen, einer chemischen und Düngemittelindustrie, einer großen Maschinenbauindustrie, einer Industrie für Baumaterialien — Holz, Ziegel, Zement, Stahl — und schließlich um die Bereitstellung der notwendigen Elektroenergie für die Verwirklichung dieser vielseitigen Produktion.

Es sollen 2,5 Millionen Kilowatt elektrische Energie zur Verfügung stehen, und die Zahl der Industriearbeiter wird auf rund 800 000 veranschlagt. Einschließlich der Transportmittel sollen bis zu dieser Zeit über 3 Milliarden Rubel Kapital investiert werden. In den darauffolgenden fünf Jahren, also bis 1937, soll sich die Eisenproduktion auf 30 Millionen t, die Kohlenförderungen auf 218 Millionen t, die Kupfergewinnung auf 1 Million t steigern. Da keine Gewähr dafür besteht, daß diese Ziffern nicht morgen schon geändert und überholt sind, soll auf weitere Aufzählung verzichtet werden. Ein Bild von dem, was hier zwischen Wolga und Jenissei wird, ergibt sich auch so. Die Eisenerzeugung wird halb so groß sein wie die deutsche. Die Kohlenförderung soll derjenigen Frankreichs (1929) gleichkommen. Zink soll im Rätebund dann fast ebensoviel wie in Deutschland gewonnen werden, die Kupfergewinnung die deutsche um 100 Prozent übersteigen, und an Zinn wurde 1913 in der ganzen Welt nur 132 000 t produziert. Diese Industrie wird in den leeren Raum gebaut. Gegeben sind nichts als die Bodenschätze. Ihr Aufbau geschieht planmäßig, parallel und nach Projekten, die auf die Ausmaße von 1937 eingestellt sind. Man baut gewöhnlich in zwei Etappen, aber so, daß die Erweiterung der Bauten auf die volle planmäßige Leistungsfähigkeit bei der Anlage von vornherein berücksichtigt ist. Es soll nicht geflickt, sondern nur vollendet werden. Man arbeitet mit ungeheurer Energie, ohne Rücksicht scheinbar auf die Kosten, fortgesetzt getrieben von den Geißeln der Planaufgaben, wozu ein infames blutsaugerisches Anstachelungssystem ausgearbeitet ist, dem Peitsche und Zuckerbrot, Prämien und Strafen zur Verfügung stehen. Hier endlich, und hier zum erstenmal, will die Planwirtschaft ihre Fähigkeiten beweisen. Sie bringt aber auch hier nichts Neues. Daß Neubau planmäßig betrieben werden muß, ist keine Entdeckung. Daß große Werke schnell geschaffen werden können, wenn der Zwang und die Mittel hierzu vorliegen, hat beispielsweise während des Krieges die deutsche Stickstoffindustrie erwiesen. Die Rühnheit des Plans und seine Ausmaße bleiben dennoch bewunderungswürdig. Die Planung zwar wird erleichtert durch den Umstand, daß nichts Altes vorhanden ist. Die Durchführung der Aufgaben ist um so schwieriger. Auch wenn keine einwandfreien Rentabilitätsgrundlagen vorhanden sind, auch wenn U.R.K. nur eine Laune wäre, muß der Schauplatz dieser industriellen Vorgänge durch den Aufbau entscheidend beeinflusst werden. Es kann nicht ohne Folgen sein, wenn innerhalb weniger Jahre 10 oder 15 Prozent der Bauernbevölkerung des Gebiets zu Industriearbeitern umgestellt werden. An den Millionen Tonnen Kohle und Eisen und Kupfer wird die Weltwirtschaft nicht stumm vorbeigehen können. Unter den besonderen Bedingungen, die das Verhältnis des Rätebundes und seiner Wirtschaft zur übrigen Welt bestimmen, können mögliche Fehler in der Berechnung der Wirtschaftlichkeit des Gesamtunternehmens sehr lange verborgen bleiben. Es ist aber schließlich auch möglich, daß die Rentabilität gesichert ist und das Unternehmen in absehbarer Zeit keiner Zuschläge mehr aus anderen Zweigen der Rätewirtschaft bedarf. Man wird das alles abwarten müssen, aber es wird nützlich sein, sich nicht überraschen zu lassen. Ich bin mit großen

Erwartungen nach dem Ural und nach Sibirien gefahren, weil U.R.S. seit einem Jahr das Hauptproblem darstellt, mit dem sich die Räteöffentlichkeit beschäftigt. Berge von Literatur, Zeitungsartikeln, Broschüren liegen vor. Plakate schreiben es von den Wänden, kaum ein Tag vergeht, wo nicht irgendeine Maßnahme der Regierung vom U.R.S. handelte. Ich gestehe, daß das Ausmaß dessen, was heute schon zu sehen, zu greifen ist, für mich überraschend war. Es war also höchste Zeit, dort einmal einen Besuch zu machen.

### III. Sibirische Kohle.

Als ich in Sachsen, 1000 Meter tief, in eins unserer Kohlenbergwerke eingefahren bin, war das eine etwas umständliche und nicht ganz saubere Angelegenheit, verbunden mit einem peinlichen Gefühl über der Magengrube. Vorher hatte man mich ein Papier unterschreiben lassen, sozusagen ein Testament, mit dem ich auf jeden Protest gegen einen möglichen Todesfall von vornherein verzichtete.

In Prokopjewsk, dem Zentrum für die reichsten und besten bisher bekannten Kohlenruben des Kusneßer Beckens, war alle Besorgnis überflüssig. Wir gingen mit dem prächtigen, energischen jungen Generaldirektor der Gruben, dem in Sibirien schon geborenen Ukrainer Schewtschenko, über das Gelände an den Berg heran, an Halden vorbei, über Gleisanlagen, standen vor einem Holzschuppen, aus dem eine Grubenbahn herausführte, gingen der schmalen Spur nach und waren in einem hohen, luftigen Stollen, elektrisch erleuchtet, trocken, breit. Es war schön kühl darin. Der Weg führte weiter, an Querschlägen vorbei; ich zog mir den Mantel an, draußen waren beiläufig 40 Grad Wärme gewesen. Wir gingen einfach spazieren, einen Weg, besser als an der Oberfläche, und kamen in einen schwarzen Dom, wo die Hauer arbeiten mit ihren mechanischen Hämmern. Dort fällt die beste Kohle der Welt in einem Flöz von 6 m Mächtigkeit, in einem Neigungswinkel von 30 bis 60 Grad ein, in einer Ritzacklagerung, und die Stufen gehen bis an die Erdoberfläche fast unmittelbar heran. Wir sind dann wieder herausspaziert, haben uns in den kleinen Fjord gesetzt, den Bergsteiger in Vollkommenheit, und als wir auf der anderen Seite der Höhe waren, habe ich an Gruben von 2 oder 3 m Tiefe die Kohle unter der Erdoberfläche photographiert, ein fünfzigstel Sekunde Belichtungszeit. Der Fjord war die ganze Zeit über Kohlelager geklettert. Dort wo die auf- und absteigenden Lager zusammenstoßen, sozusagen am Accentconfluxe, gibt es Lager von über 30 m Mächtigkeit; es gibt auf der Welt aber noch kein ausgebildetes technisches Verfahren, nach dem solch ein unerhörter Reichtum zweckmäßig geborgen werden könnte. Man hat zuerst versucht, von oben die Arbeit zu beginnen. Die oberen Lager sind aber mehr oder weniger verwittert. Jetzt baut man solche Stollen für Spaziergänger und die Förderbahn, oder man senkt Schachtanlagen ab, nicht tiefer als 100 m, und bringt ein Gut zutage, das für den Hochofen gebrauchsfertig ist. Man hat nicht nötig, sich mit Kleinigkeiten aufzuhalten, Flöze unter 3 m Mächtigkeit werden nicht abgebaut. Die Erkundigungen haben 21 Ablagerungen übereinander ergeben. Man begnügt sich damit, das Beste und Bequemste zu bergen. Es muß ja alles so schnell gehen, die Programme, die Pläne sind so groß und werden allmonatlich erhöht.

Der vorläufigen Schätzung nach betragen die Vorräte eine Billion Tonnen und damit das Vierfache der deutschen Kohlenvorräte. Für den Hausbrand haben die sich Bauern schon früher ein bißchen Kohle gebuddelt. Aber bis 1928 war nicht eindeutig festgestellt, daß die Kohle von Prokopjewsk das Köstlichste an schwarzem Diamant darstellt, was der Erdball zu bieten hat. Die Lokomotivführer hatten mit dem harten Zeug, das kaum brennen wollte, nur ihren Ärger, bis

die Analysen ergaben, daß die Kohle 8000 Kalorien enthält und der Schwefelgehalt nur 0,3 bis 0,5 Prozent beträgt. Die Förderung soll in den nächsten Jahren nun einen schnellen Aufschwung nehmen. 1930 noch wurden nur 870 000 t gefördert, 1931 sollen es 2 Millionen t werden, 1932: 5,3 Millionen t und 1933 schon 8,5 Millionen t. Bis 1937 sieht der Plan heute die Niederbringung von 57 Schächten vor. Der erste Riesenschacht mit einer Jahresproduktion von 3,2 Millionen t soll zum 1. Januar 1932 fertig sein. Das System der weiteren Anlagen ist so projektiert, daß ein einziges Bergwerk schließlich über 7 Millionen t Kohlen jährlich fördert. Man ist bemüht, mit amerikanischen und hauptsächlich deutschen Maschinen den modernsten Grad der Mechanisierung zu erreichen, wobei vorläufig nur der Mangel eines für die Mächtigkeit der Flöze geeigneten Abbauverfahrens hinderlich ist. Unter Tage sollen nicht mehr als 3500 Arbeiter, über Tage nur 1500 Arbeiter beschäftigt werden. Auch hier wie überall bei den Neubauten ist vorgesehen, einige hundert ausländischer Facharbeiter, wobei in erster Linie an deutsche gedacht wird, heranzuziehen, die vor allem die Maschinen bedienen sollen. Sechs deutsche Ingenieure in leitenden Stellungen sind heute schon im Schachtbau erfolgreich tätig.

Mit einem Kapitalaufwand von rund 30 Millionen Rubel allein im Jahre 1931 muß hier mit aller Macht die energetische Grundlage für die Hüttenindustrie des Ural und des nur 30 km entfernten Kusneß so schnell entwickelt werden, daß gleichzeitig mit der Fertigstellung der Hochofen die geregelte Kohlenversorgung in Gang kommt. Prokopjewsk ist die Feuerstelle des Ural, der 75 Prozent der Förderung erhält. Hier ist der Ausgangspunkt der neuen Eisenbahnstrecke, die für die zukünftige schnelle und billige Bewältigung des Pendeltransports von Eisenerz und Kohle zwischen Ural und Kusneß in Großwaggons eingerichtet wird.

Untrennbar von den Dingen, die zur Zeit schon reifen, ist die Entwicklung der Kohlenproduktion im Ural selbst, die wenn auch nicht als Hochofenkohle, so doch als Energiequelle besondere Bedeutung gewinnt. Die Hauptlager befinden sich in Kisel, im Nordural, nordöstlich von Perm. Der Abbau ist nicht so bequem wie im Kusbaß. Die Steinkohlenflöze abbauwürdiger Mächtigkeit liegen 200 und 300 m tief. Teilweise aber ist auch Tagebau möglich, vor allem für Braunkohlenlager, die wahrscheinlich in noch unbekannter Ausdehnung fast überall zu finden sind.

Der Elektrifizierungsplan für den Ural sieht die Errichtung von vier Großkraftwerken vor, die von Süden nach Norden in Magnitogorsk, Tscheljabinsk, Sverdlowsk und Gubacha (Kiselskohle) gelegen sind. Bis auf das Sverdlowsker Großkraftwerk sind alle anderen im Bau. Fertig ist „Tschegres“, das Kraftwerk von Tscheljabinsk am Fluß Mias, mitten in die Steppe gesetzt, wo vor fünf Jahren das einzige mehr als zweistöckige Gebäude ein grauer Getreideelevators war. Dort steht ein schmucker, moderner Bau für sechs Turbinen mit je 24 000 Kilowatt Leistung, von denen zwei bereits ein Jahr lang laufen, zwei weitere im Herbst 1931 in Betrieb genommen sind. 1932 soll das Werk seine volle Leistung von 150 000 Kilowatt zur Verfügung stellen. Das Hochspannungsnetz nach dem Südural (Slatoust) und nach dem mittleren Ural (Sverdlowsk) ist fertig. Zur Hälfte sind die Maschinen russisch, zur anderen Hälfte englischer Herkunft. Die Kessel und die Schaltanlagen sind deutsche Lieferungen. Die moderne automatische Braunkohlenstaubfeuerung arbeitet fast ohne Bedienung. Die Kohle wird 17 km entfernt im Tagebau gewonnen. Sie liegt im Durchschnitt kaum 15 m tief und senkt sich nicht über 100 m. Schon aber ist ein zweites Kraftwerk dort im Bau, das 1933 bereits weitere 300 000 Kilowatt Leistung zeitigen soll.

Der Umzug.  
Lithographie  
von  
Prof. J. v. Belsen.



## Der Mensch wird umgebaut.

Fünf Blätter aus einem Rußlandbuch von Arthur Runds.\*

### I. Der Mensch in der Matrize.

Den Reisenden, der hier seinen Bericht vorlegt, hat im Neuen Rußland nicht die Neue Fabrik erschüttert, gleichwenig ob sie Getreide produziert oder die Mirakelmaschine des Mähdreschers, die den Halm umlegt und sofort entkörnt. Er kennt von der anderen Erdhalbkugel her das Teufelspiel der mechanisierten Arbeit, das Schnellwachstum großer Städte aus dem Nichts um einer industriellen Pointe willen.

Seinen Blick und sein Denken hat an jedem Tag der Reise, auf jedem Weg und bei jeder Begegnung ein anderes gefesselt und festgehalten: daß hier bewußt und mit zäher, zielsicherer Systematik, im Dienste einer neuen Idee vom Menschendasein, an 160 Millionen Individualkreaturen Veränderungen vorgenommen werden gegen das, was wir bisher für Natur hielten. —

\* Arthur Runds: „Der Mensch wird umgebaut“. Ein Rußlandbuch, 200 Seiten. Ernst-Rowohlt-Verlag, Berlin 1932. Ganzleinen 6,50 RM.

Alles, was heute in Rußland geschieht, geschieht für die Masse.

Die Masse ist nach der neuen Lehre so sehr die einzig gegebene Einheit, daß Bucharin einmal das Individuum „gewissermaßen ein Gerinnsel“ nennt, durch zufällige Pression und Verdickung in der amorphen Masse entstanden.

Die bolschewistische Philosophie lehrt, einzig und allein das Kollektiv-Unpersönliche sei real, das Individuum dagegen sei nicht naturgegeben, sondern Phantasieschöpfung einer toten Vergangenheit, des feindlichen Westens, mit einem Wort: der Bourgeoisie.

Die höhere, die wahre Einheit, die Masse ist organische Zusammenfassung einzelner zu gesteigerter Aktivität, aber der einzelne ist nur ein Teil, Glied ohne Sonderexistenz.

Zur Zeit der Leibeigenschaft war der Mensch Zahlungseinheit: der „Herr“ rechnete und zahlte in Seelen. Jetzt soll der einzelne Genosse — dahin arbeiten Gesetz und Erziehung — Kräfteinheit werden.

Das System braucht nicht 160 Millionen völlig gleiche Krasteinheiten, sie werden serienweise verschieden sein müssen, je nach dem Platz und der Funktion, die dem einzelnen in der „Masse“ zugewiesen werden.

Das ist das Abenteuer einer Reise durchs heutige Rußland: täglich, stündlich das große Prägwerkzeug an der Arbeit zu sehen, das die unendliche Vielfältigkeit der seelenbehafteten Einzelkreatur in serienmäßige Gleichheit wandelt, die gewaltige, Typen schaffende Matrize.

An jedem Tag deiner Reise, täglich, stündlich stehen dir Menschen gegenüber, Menschen wie du, Brüder — aber sie stehen unentrinnbar unter dem Druck der gewaltigen Matrize. Sie sind im Umbau begriffen zu einer neuen Menschenform. Sieh ihnen ins Auge, versuche zu erfassen, was anders wird an ihnen oder was schon anders ist, und lege Zeugnis ab von dem, was du gesehen hast!

## II. Sei Ingenieur deines Lebens!

Die eingeborene Langsamkeit des werktätigen einzelnen wirkt sich, mit der Millionenzahl multipliziert, in der Aufbauarbeit des Landes gigantisch aus.

Darum haben sie die „Zeitliga“ geschaffen, die übers ganze Gebiet der Union in vielen tausend lokalen Zellen organisiert ist.

Gründer der Zeitliga und ihr Apostel ist der dichtende Technologe A. K. Gastsjew, der das Riesenumbauwerk leitet: die Lässigkeit des russischen Menschen in Präzision und klappenden Rhythmus zu wandeln.

Der Technologe Gastsjew dichtet; sein Appell, in Millionen Flugzetteln, dringt bis ins kleinste Dorf, wird in dem fernöstlichsten Winkel der Union gehört:

Was euch fehlt, Genossen, ist:

Scharfer Blick, Schnell-Entschluß, gestählter Wille.

Aus ihnen schafft in euch

Die neue Organisation!

Damit wir Zeit und Raum

Überwinden —

Die ewigen Hindernisse.

Der Hymnus der Zeitliga singt:

Schaffe dir eine Mechanik deiner Zeit!

Die Zeit berechnen, heißt länger leben.

Hast du den Schlüssel deiner Zeit,

Dann bist du der Ingenieur deines Lebens!

Den lyrischen Imperativ ergänzt die Methode der Arbeitsinstitute, in denen der Technologe Gastsjew, was der Dichter in Worten befiehlt, an sinnvoll konstruierten Übungssapparaten exerzieren läßt.

Bis die neuen Fabriken, die nach amerikanischem Muster erbaut werden, stehen, braucht Rußland Millionen gelernter Arbeiter; also muß es die Millionen ausbilden.

Der amerikanische Arbeiter ist ungelernter Arbeiter. Die hohe Entwicklung der Maschinenapparatur bringt es mit sich, daß in Amerika vom einzelnen Mann nicht mehr verlangt wird als immer nur der eine Griff. Rußland, sonst das amerikanische Vorbild methodisch nachahmend, kann hier nicht folgen. Es hat ja noch lange nicht überall die Apparatur, die mit dem Ein-Griff-Arbeiter auskommt, es will sie erst aufbauen und braucht dazu und bis dahin den Arbeiter alten Stils, den Arbeiter, der mehr kann als nur den einen Griff: den gelernten Arbeiter.

In den ersten Jahren nach der Revolution war der russische Arbeiter wenig geneigt zu lernen. Ein Betriebsleiter, dessen Leute ihr Werkzeug auf dem Arbeitstisch unordentlich durcheinanderwarfen und deshalb das jeweils gebrauchte Instrument immer erst aus dem Haufen herausuchen mußten, empfahl den Arbeitern Ablegen des Werkzeugs nach einer bestimmten Anordnung und bekam die Antwort: „Haben wir darum gekämpft, haben wir darum den Zaren davon gegagt, daß wir jetzt sowas machen sollen?“

Sich an Ordnung gewöhnen, lernen, das erschien dem Arbeiter damals als eine neue Form von Unfreiheit; er widersprach, er lehnte ab. Das ist jetzt ganz anders geworden: heute drängen sich Zehntausende Lernbegieriger in die Arbeitsinstitute zur Ausbildung nach den Methoden von Professor Gastsjew, nicht nur junge Burschen, auch Grauköpfe. Sie spüren: so geht's nicht weiter, des Landes und deine Interessen verlangen es, daß Fachkenntnis und Ordnung in deine Arbeit kommen.

Nicht alle Arbeitsinstitute der Sowjetunion sind so großartig und so komfortabel wie die Hauptanstalt auf der Petrowka in Moskau. Das Haus war noch unvollendet, als die Revolution ausbrach, es sollte eine Bank werden. In zwei großen Hallen, wohl zu Schalterräumen der Bank bestimmt, ist am übersichtlichsten die Ausbildungsmethode zu studieren, die ganz ohne Vorbild von Gastsjew geschaffen wurde.

Von der Galerie der einen Halle sieht man auf drei Reihen von Schraubstöcken und Drehbänken hinab, etwa je ein Duzend stehen in jeder Reihe. Und an jedem Arbeitsplatz zwei Schüler. Der eine dreht oder feilt, während der andere mit seiner Zeichnung beschäftigt ist oder mit der Vorlage. Die Gruppen der Praktischen und der Theoretischen wechseln in gewissen Intervallen ihre Plätze und die Art ihrer Arbeit, damit während der Zeit, die zum Rechnen und Zeichnen nötig ist, Drehbank und Schraubstock nicht unbenußt dastehen.

Der ganze Saal hat die gleiche Lehraufgabe und erhält die Generalinstruktion durch einen Lautsprecher. Aber es kommt doch vor, daß der eine oder der andere Schüler eine Frage zu stellen hat, daß er ratlos in der Arbeit stockt.

Es bedeutete Zeitverlust, müßte in jedem solchen Fall der Hauptinstructor seinen Platz verlassen und an dem Tisch der Verlegenheit nach dem Rechten sehen. Darum sind an jedem Arbeitstisch zwei Lampen angebracht, eine weiße und eine grüne Birne; wenn sie aufflammen, zeigen sie an, daß einer der Schüler an diesem Tisch etwas fragen will: die weiße Lampe signalisiert Ratlosigkeit des Theoretischen, die grüne des Praktischen. Und sofort steht neben dem Schüler einer der Nebeninstructoren, je nach Bedarf ein theoretischer Nebeninstructor oder ein praktischer.

Im andern Saal, im Lehrlingsaal, ist der Teil des Arbeitstisches, auf dem das Werkzeug liegt, in quadratische Felder geteilt; jedes Instrument hat auf diesem Koordinatensystem seinen genau bestimmten Platz, denjenigen, auf den es am bequemsten niedergelegt, von dem es am leichtesten wieder aufgehoben werden kann.

Eine der Tischreihen ist — Überorganisation? — so eingerichtet, daß ein falsch hingelegetes Instrument ein Glockenzeichen beim Hauptinstructor auslöst, der dann sofort mit dem Lautsprecher in den Saal ruft: „Die große Feile auf Tisch 13 liegt falsch!“ — Die Zeit ist vorbei, in der der russische Arbeiter seine Neigung zur Unordnung als einen Teil seiner Freiheit ansah und den Zwang zur Ordnung als Beinträchtigung dessen, wofür er gekämpft hat. Er ist gierig, in allem zu folgen, alles zu versuchen, was ihm kommandiert wird, zum Beispiel die gleichmäßige Ausbildung beider Hände, die zu den Prinzipien der Methode gehört.

Nun sind die Lehrlinge zu einer Arbeitspause weniger Minuten hinausgegangen, nein, nicht hinausgegangen: im Gleichschritt hinausmarschiert. Und als sie den Saal wieder betreten, wieder in Reih und Glied, führen sie, bevor die Arbeit beginnt, ein paar höchst sinnvolle gymnastische Übungen aus: Bewegungen der Wirbelsäule, auch der Hände und Fingergelenke, die erst einmal gelockert werden, bevor die zur Arbeit nötige Stellung sie fixiert.

Gastsjews technologische Gymnastik will im neuen Kalenderjahr eine halbe Million lässiger, ungeübter Menschen zu gelerntem Schnellarbeitern umbauen. Schon zeigen die Schüler



Russische Bauern.

Nadierung von Otto Quante.

stolz ihre Chrono-Karten, auf denen die Stunden des Tages genau eingeteilt sind; diese Chrono-Karten sind die Schlüssel der Zeit, von denen der Hymnus der Zeitliga singt: bald wird jeder nach seiner Karte leben, dann ist er Ingenieur seines Lebens.

### III. Metamorphose des Bauern.

Leben und Bestehen des Sowjetstaats ist aufs engste mit der Frage verknüpft, ob es gelingt, den russischen Bauer der neuen Staatsform einzufügen und dienstbar zu machen. Es handelt sich nicht nur darum, ihn durch Zwang in die Kollektivlandwirtschaft zu pressen; das Problem heißt: 100 Millionen russische Bauerngehirne von den Vorteilen der Kollektiven gegenüber der Individualwirtschaft zu überzeugen.

Daß der russische Bauer zur Zeit der Leibeigenschaft auf einem Boden gepflügt, gesät und geerntet hat, der nicht sein Eigentum war, wirkt psychologisch über Generationen hinweg bis in die gegenwärtige Entwicklung: „Enteignung“ ist auf dem Lande nicht immer und nicht überall ganz so sehr Inbegriff des schrecklichsten der Schrecken wie für den städtischen Privatbesitz.

Als im Anfang die Sowjets den gesamten Grund und Boden nationalisierten, und der Bauer so viel Land erhielt, wie er mit seiner und seiner Familie physischer Kraft zu bewirtschaften imstande war, konnte dieser Akt beinahe einer gnädigen „Ehrentung“ den Bauer sogar mit Dankbarkeit gegen das neue Regime erfüllen. Freilich kam später vielerlei nach, was dieses positive Gefühl für den neuen Staat gründlich beseitigte.

Da kam zunächst dieses neue Wort „Kollektiv“. Was war es mit diesen seltsamen Dingen, die von den Organen der Regierung „Kollektive“ genannt wurden?

Der Bauer alten Stils, der Individualbauer, sollte sich in etwas Neues, Unbekanntes wandeln. Und hierzu wurde

er — ungewöhnlicher Tatbestand inmitten von so viel Zwang ringsum — zunächst mit Gründen der Vernunft überredet, förmlich umworben.

Der Eintritt in die Kollektivwirtschaften wurde dem kleinen und mittleren Bauer als höchst verlockend hingestellt: Mißernte und Viehseuche würden ihn nicht so leicht in Not bringen oder gar in die Gefahr des Verhungerns, das persönliche Risiko höre auf, gehe aufs Kollektiv über; der Staat schien förmlich eine Garantie dafür zu übernehmen, daß, wer die Einzelwirtschaft aufgab, sich und seiner Familie ein vor jeglicher Gefahr gesichertes Leben schuf.

Wo solche Argumente nicht fruchteten, setzten untragbare Besteuerung, Steuerstrafen und systematisches Drangsaliieren ein, als deren Folge der Zustrom zu den Kollektiven sich zeitweise, bis die Zwangsmaßnahmen gebremst wurden, selbst für die Wünsche des Kremls allzu schnell und allzu reißend vollzog.

Für die, die ins Kollektiv eintreten dürfen oder müssen, beginnt ein neues Leben.

Die Bäuerin hört auf, für Mann und Kinder die täglichen Mahlzeiten zu kochen, die nun in der Kommunaküche bereitet werden. Sie war gewohnt, den Säugling an jedem Morgen mit sich aufs Feld hinauszunehmen, ihn während der Arbeit in eine Ackerfurche zu legen; jetzt gibt es ein kleines Haus im Dorf, in dem die Säuglinge tagsüber von geschulten Pflegerinnen betreut werden, eine Säuglingskrippe.

Die Küche mit den großen Kesseln, in denen fürs ganze Dorf gekocht wird, und das Tagesheim der Säuglinge mit den leicht zusammengeschlagenen Holzgestellen, die die Wiege ersetzen — das alles hat ein junger Genosse angeraten und organisiert; er ist aus Moskau oder aus Leningrad gekommen oder aus einer der anderen großen Städte, er hat es in Kursen gelernt, wendet nun das Gelernte hier an und ist, nach anfänglichen Streitereien, trotz Jugend und Ortsfremd-

heit eine Autorität im Dorf. Er hat auf einem freien Platz Turngeräte aufstellen lassen, er hat einen Sportklub gegründet mit der Fußballabteilung. Das alles haben die Bauern vorher nicht gekannt, das alles ist für sie unerhört neu.

Ein Teufelskerl, dieser junge Bursche, den sie aus Moskau geschickt haben, der eigentlich von der Landwirtschaft nichts versteht, da er bis vor zwei Jahren Metallarbeiter war. Mißtrauen hat ihn empfangen, man hat oft mit ihm gestritten. Aber jetzt, seitdem die große Küche und die Säuglingskrippe da sind, und besonders der Brutapparat, jetzt ist er ein großer Mann. Bei den Versammlungen hören alle auf ihn: er ist der Präsident des Dorfsowjets. Alle wissen, wieviel das Dorf ihm verdankt, sehen es am Beispiel anderer Kommunen, die ohne einen solchen geschulten Leiter immer tiefer in Sorge und Mißwirtschaft geraten.

Hier ein paar Ziffern aus jener friedlich und mit Erfolg arbeitenden Dorfkommuna. Diese Kommuna, die fern von der Heerstraße der Touristen liegt und sicher nicht dafür hergerichtet ist, Fremden als Schaustück gezeigt zu werden, stand, als ich sie sah, im zweiten Betriebsjahr. Am Ende des ersten waren für jedes arbeitende Händepaar 840 Rubel verteilt worden, das sind 70 Rubel im Monat; die Genossen waren damit zufrieden, die Ziffer hat ihren Bedarf reichlich gedeckt, sie zahlten ja zum Beispiel für eine Mahlzeit aus der Großküche nur 14 Kopeken.

Dieses Dorf liegt in einem Teil von Sibirien, in dem es Übung war, daß das Vieh Sommer und Winter im Freien blieb, wobei die Tiere im harten sibirischen Winter zum Skelett abmagerten und erst im Frühjahr wieder begannen, Fleisch anzusetzen. Das war von jeher so, schien durchaus natürlich. Bis der junge Metallarbeiter, den die Regierung hierhergeschickt hatte, eine revolutionäre Neuerung einführte: die Kommuna baute ihren ersten Stall.

Und diese Bauern, denen die Idee des Viehstalls Sensation bedeutet, werden nun zum Gebrauch der modernen Maschinen erzogen, mit deren Hilfe die Landwirtschaft der Sowjetunion auf eine vollkommen veränderte Basis gestellt, ihr Ertrag zu einem Vielfachen des bisherigen gesteigert werden soll.

Der russische Bauer alten Stils arbeitete nach unendlich primitiven Methoden und in einem erstaunlichen Grade verspielt. Die Bauernschaft großer Landesteile liebte es, das Feld in Figuren zu bestellen, wobei zwischen den Linien der Figuren der Boden unbestellt blieb.

Die Parole im Kampf gegen diesen Arbeitsstil heißt „Intensivierung nach amerikanisch-kanadischem Vorbild“, möglichst geringer Aufwand an Menschenkraft, möglichst weitgehender Ersatz der menschlichen Arbeit durch die Maschine, Zwangung des Bodens zur Hergabe des denkbar besten Produkts in denkbar hoher Quantität.

Es ist errechnet worden, daß der Bauer bei seiner früheren Methode zur Bestellung eines Hektars Sommerweizen, zu Vorarbeit, Aussaat, Schnitt und Drusch, 281 Stunden brauchte; diese selbe Arbeit werde bei vollkommen durchmaschinisierter Wirtschaft heute bereits in — neun Stunden verrichtet!

Die Arbeit wird tatsächlich in neun Stunden verrichtet; aber die verblüffende Rechnung hat die Zeit außer acht gelassen, die für Bau, Herrichtung und Instandhaltung der Maschinen aufgewendet wird, und sie zieht die Entgleisungen nicht in Kalkül, die bei der Einführung des neuen Arbeitsstils notwendigerweise unterlaufen und noch Jahre hindurch unterlaufen werden.

#### IV. Das Abziehbild auf der Sämaschine.

Es ist irgendwo eine Riesenfabrik gebaut worden, mit einem Aufwand von vielen Rubelmillionen; der Bau hat zwei Jahre gedauert. Das Hauptprodukt dieser Fabrik sind Sämaschinen.

Die Sächar einer solchen Maschine reicht vom Führersitz zehn Meter nach links und zehn Meter nach rechts; bei einer Fahrt übers Feld wird auf einem zwanzig Meter breiten Streifen die Saat ins Erdreich gebracht.

Die Sämaschine der neuen Fabrik ist nach amerikanischem Vorbild hergestellt, aber mit kleinen Variationen, mit „Verbesserungen“, wie sie sagen. Die ersten paar tausend Maschinen sind fertig, sie werden auf ein großes Stück Land verteilt: die Wundersaat soll beginnen.

Da laufen Hunderte von Meldungen ein: die neuen Sämaschinen bewährten sich, jedoch — nur etwa achtzehn Stunden lang! Dann gäbe es irgendwo einen Knacks, dann sei's mit dem Wunder aus.

Begreiflicher Schreck in der Fabrik. Monteure, Ingenieure rasen zu den nächstliegenden Tatorten, auf ihrem Weg sammelt sich in ihnen Wut gegen die Traktoristen, die sicher bei der Bedienung der Maschine ungeheuerliche Fehler gemacht haben. Bis sie, am Maschinenwrack angelangt, überall für den Unfall die gleiche Ursache feststellen.

Das amerikanische Modell zeigte an einer Stelle, die der bedienende Mann immer vor Augen hatte, ein Abziehbild mit einer Instruktionsaufschrift. Dieses bunte Abziehbild, das so nebensächlich aussah, beinahe wie eine Verzierung, hatte man weggelassen, das gehörte zu den Variationen, zu den Verbesserungen.

Das Abziehbild enthielt den Text: „Wenn du wendest, vergiß nicht, die Sächar aus dem Boden zu heben!“

Die russischen Maschinen hatten rechts unterm Führersitz den Hebelgriff, durch den die zwanzig Meter lange Sächar ein paar Zoll in die Höhe gehoben werden konnte, damit sie sich beim Wenden der Maschine frei schwebend durch die Luft bewege. Der Hebelgriff war da, und die Vorrichtung, die die Sächar hob, funktionierte auch. Aber das kleine Abziehbild fehlte. So daß viele der bedienenden Leute den Zweck des Hebels nicht begriffen, ihn nicht benutzten und beim Wenden die Sächar zehn Meter zur Linken und zehn Meter zur Rechten hart durchs Erdreich schleiften und in diesen kritischen Minuten die Festigkeit von Maschinenteilen in einem Maß in Anspruch nahmen, dem sie nicht gewachsen waren. So daß es den Knacks gab, der die Maschine zum Wrack machte. So daß es an vielen tausend Maschinen knackste, an vielleicht siebzig Prozent aller, die die neue Fabrik produziert hatte. Weil die kleinen Abziehbilder fehlten, die so überflüssig erschienen, fast als Verzierung. Und die nur in jenen dreißig Prozent der Fälle nicht überflüssig waren, in denen auch der bedienende Mann den wichtigen Griff kannte und auch ohne Memento bei jeder Wendung ausführte.

Ungeheurer Schaden. Mehr als zwei Drittel der Jahresproduktion einer Fabrik ruiniert, die mit großem Aufwand von Zeit und Geld erbaut war. Und wie viele Hektar Boden unbewirtschaftet geblieben durch den Knacks in der Sämaschine, wegen der fehlenden Abziehbilder!

Ein Fremder macht zu diesem Vorfall seine Anmerkung: „Solche Entgleisungen häufen sich. Eine addiert sich zur andern, alle zusammen führen dazu, daß ihr zu teuer aufbaut. Ihr werdet der Wirkung dieser Tatsache nicht entgehen — der Grundsatz der Wirtschaftlichkeit gilt auch für euch.“

Ein Russe, der diese Worte hört, erwidert: „Die Entgleisungen summieren sich? Unser Aufbau ist zu teuer? Die Kalkulation wird nicht stimmen? — Erlauben Sie, daß ich Ihnen als Antwort auf solche Einwände ein paar Zeilen in Ihr Taschenbuch schreibe, es sind allerdings — Worte eines Dichters.“

Später findet der Fremde in seinem Buch folgende Sätze des russischen Lyrikers Tjutschew, der zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts gelebt hat:

„Mit dem Verstand ist Rußland nicht zu begreifen, mit dem allgemeinen Maßstab nicht zu messen; es hat ein besonderes Los, an Rußland kann man nur glauben.“

## V. Das Sowjetkind.

Die neue russische Schule kennt weder Strafen noch Prüfungsnoten, sie gibt dem Schüler nie eine Hausarbeit auf, sie ist eine Schule, die keine Furcht erzeugt. Freilich wird auch der einzelne Schüler nie gelobt, sondern nur die Gruppe, der die kollektive Erledigung einer Arbeit aufgetragen wurde.

In dieser Schule, die weder Strafen noch individuelles Lob kennt, gibt es keinen Konkurrenzkampf. Das neue Leben, das aufgebaut werden soll, will ja den Kampf um wirtschaftliche Existenz, um Geltung und Rang nicht kennen, also braucht die Schule die heranwachsende Generation für diesen Kampf nicht zu erziehen.

Sie erzieht den Schüler gleichwohl zu einem kämpferischen Menschen: zum Kampf für die Ideale der neuen Staatsform und — scharf betont — zur erbitterten Feindschaft gegen die alte Welt, die „christliche“ oder „bürgerliche“.

Kein Wunder, daß das Sowjetkind seine Schule liebt; sie befreit es von allen Qualereien unserer Schule und gibt ihm mit leichtgängiger Sicherheit den Glauben: du bist so glücklich, an einem Wendepunkt der Geschichte zu stehen, die gerade jetzt aus schlechten Formen in bessere abbiegt.

„Und daß dieser Wandel sich wirklich und entschieden vollziehe“, so lehrt die Schule, „daran hast du, Kind, schon jetzt mitzuwirken.“

Daher: frühzeitige Herstellung von Beziehungen zum praktischen Leben.

Im Bezirk der Schule gibt's zuviel Branntweinschenken? Die Schüler werden, da sonst niemand daran denkt, bei der Behörde Schritte unternehmen, um diese Schankstätten verschwinden und an ihrer Stelle Lesestuben entstehen zu lassen. — In manchem Elternhaus wird der Pflege der Zähne nicht genug Beachtung geschenkt? Dem hilft die Schule auf Initiative der Schüler durch Großeinkauf von Zahnbürsten und -pasta ab.

Aber die Kinder gehen auch in die benachbarte Fabrik, halten dort den Arbeitern ein Kolleg über die Wichtigkeit des Fünfjahrplans, reden leidenschaftlich und erstannlich sicher über ein Thema, dessen Problematik ihnen nicht im geringsten bewußt ist.

Die benachbarte Fabrik ist Patin der Schule, ebenso wie die Schule selbst, wenn sie eine städtische ist, gegenüber einer Dorfschule Patenstelle einnimmt: die städtischen Schüler sammeln Geld, um Bücher und Lehrmittel aufs Land zu schicken.

Überall wird das Prinzip kollektiven Handelns gelehrt, wird das Kind frühzeitig an die Arbeit herangeführt. Arbeit wird nicht als ausschließliche Funktion der Erwachsenen angesehen, während es dem Kind vorbehalten wäre, zu lernen und zu spielen; Prinzip ist vielmehr werktätig produktive Zusammenarbeit beider Generationen.

Der Fremde aus einer bürgerlichen Welt sieht staunend, wie die Erziehung darauf bedacht ist, den Blick des Kindes zu jeder Stunde, bis in die Freizeit hinein, auf das eine große Ziel zu richten, es auch in den Unterrichtspausen mit statistischen Tabellen zu beschäftigen oder mit dem Anlegen von Sammelmappen für Zeitungsausschnitte und dergleichen.

Rußland kennt die Wichtigkeit der heranwachsenden Generation fürs Sein oder Nichtsein des Systems. Erlebt das Regime den Tag, an dem diese Kinder, zu Männern und Frauen herangewachsen, ihren Platz an der Maschine einnehmen, dann hat der große Kampf das gefährlichste Stadium überwunden, dann hat die Idee der neuen Lebensform den kritischen Teil ihres Weges hinter sich.

Deshalb wenden die Sowjets allen Erziehungsfragen einen zum höchsten gesteigerten Eifer zu, deshalb zeigen sie dem Fremden die Erfolge ihrer Arbeit auf diesem Gebiet mit besonderem Stolz.

Der stürmische Wille, die Fesseln der Tradition zu lösen, zeigt oft wunderliche, bisweilen erschreckende Resultate.

Eine kleine Skizze des jungrossischen Satirikers Michail Gostschenko erzählt von einem Lehrer, der ein paar Minuten nach der vorgeschriebenen Zeit seine Klasse betritt.

Der Primus fährt den Lehrer an: „Sie sind schon wieder zu spät gekommen!“, worauf der Lehrer sich mit einer steckengebliebenen Straßenbahn zu entschuldigen versucht. Was aber der Primus nicht gelten läßt, sondern resolut beiseiteschiebt: „Wir kennen diese Ausreden!“

Am Ende des heftigen Disputs geht der Lehrer erregt vor der Klasse auf und ab. Gostschenko schließt seine Szene mit diesen Absätzen:

„Lauf nicht hin und her!“ ruft ein Schüler dem Lehrer zu. „Stell dich lieber an die Tafel!“

Der Lehrer stellt sich an die Tafel, nimmt das Tuch und schluchzt laut auf — — —

Die Skizze Gostschenkos will Satire sein, gibt vermutlich einen erfundenen Tatbestand — ich füge hier ein Stück unstilisierter grausamer Wirklichkeit an:

Man weiß im Ausland, daß die Sowjets vor wichtigen, hart erscheinenden Aktionen unter Anwendung unkontrollierbarer Mittel den Beifall der Öffentlichkeit im voraus einzuholen pflegen. Dieser Brauch macht vor der Tür zur Schulstube nicht halt.

So wurde, als in dem großen Prozeß gegen die achtundvierzig NahrungsmittelSaboteure die Angeklagten ihr Todesurteil erwarteten, in einer Moskauer Schule den Schülern vom Lehrer der Begriff des Saboteurs erklärt. Dann wurde ihnen dargelegt, wie schwer die Bevölkerung zu leiden hätte, wenn Unregelmäßigkeiten im Ernährungswesen nicht streng gehandhabt würden; schließlich wurden weiße Blätter verteilt und die Kinder aufgefordert, das niederzuschreiben, was sie aus dem Vortrag des Lehrers entnommen hätten, insbesondere welches Urteil sie in dem schwebenden Prozeß gegen die Saboteure gerecht fänden.

Vor eine solche Aufgabe gestellt, ist eine der befragten Klassen plötzlich in heftiges Weinen und laute Schreikrämpfe ausgebrochen.

Es wurden damals zwei Versionen dieses Vorfalles in Moskau erzählt.

Die eine ist auf Befragen eines ausländischen Korrespondenten durch die Pressestelle des Volkskommissariats für Äußeres als richtig bestätigt worden. Diese Version sagt, die Klasse habe, zu einem solchen Votum aufgefordert, plötzlich scheinbar grundlos zu weinen und zu schreien begonnen. Die offizielle Stelle setzte hinzu, die Klasse sei nach diesem Vorfall aufgelöst worden, um auf andere Schulen verteilt zu werden, auf echter proletarische.

Die zweite Version ist nicht so simpel, unbestätigt und doch nicht weniger wahrscheinlich. Sie lautet, es hätten nicht alle Kinder auf einmal zu schreien begonnen, sondern ein einzelnes Kind habe den ekstatischen Ausbruch eingeleitet, das Kind eins der Männer, die hingerichtet werden sollten, also ein Kind, dem man zugemutet hatte, das Todesurteil für den eigenen Vater zu verlangen; die anderen Kinder seien diesem ersten Kind nur nachgefolgt.

Ich denke: es ist gleichgültig, welche der beiden Versionen wirklich Tatbestand war. Wesentlich ist: daß Kindern eine Frage vorgelegt wird, die in bezug auf die erwachsene Generation Schicksalsfrage ist.

Kinder, die heute zu Richtern über ihre Väter gemacht werden und aus Erregung über diesen Tatbestand noch weinen und schreien, werden morgen zu kalten Angebern, die über irgendein Gespräch am Familientisch Bericht erstatten und nun nicht mehr Richter, sondern — Hinrichter ihrer Väter sind.

# Pyramidenbau – gegen Arbeitslosigkeit!

Die sensationellste Entdeckung der Ägyptenforscher: Ein Arbeitsbeschaffungsprogramm von 5 Milliarden Mark – vor 3000 Jahren!

Von Georg Grau.

Uner schöp flich an Geheimnissen ist das Pyramidenfeld bei Giseh. Jahr für Jahr wirft der Spaten der Archäologen neue Dokumente ans Tageslicht. Eine verschollene Kultur erzählt uns von ihren Leiden und Freuden, ihren Göttern und Königen, ihrem Kampf um das Brot. So wurden neuerdings von der Harvard-Boston-Expedition unter Leitung von Professor Reisner unter anderem 42 symbolische Steinfiguren ausgegraben, die zu einer wissenschaftlichen Sensation wurden. Jede dieser Skulpturen stellt eine „Dreieckigkeit“ vor: den Pharao Mycerinus (um 3000 v. Chr.), seine Gattin und eine Gottheit der 42 Provinzen des Reiches. Mycerinus (die Griechen nannten ihn So) war der Sohn Cheops und Enkel Chephrens.

Seine historische Bedeutung liegt in der erfreulichen Tatsache, daß unter seiner Regierung eine wirtschaftliche Krise von 150 Jahren ihr Ende erreichte. Diese neuen Kunde haben ein wichtiges Kapitel ägyptischer Geschichte erschlossen und vielleicht das interessanteste.

Es ist zwar ein schwacher Trost für uns, daß Ben Aliha wieder einmal recht hat: Auch im alten Ägypten kannte man schon das Gespenst der Depression und die Schrecken der Arbeitslosigkeit. Auch damals suchte man nach Auswegen und mußte sich zu energischen Maßnahmen entschließen. Unglaublich klingt für uns das „Arbeitsbeschaffungsprogramm“ jener verzweifelten Ägypter. Aber es wurde durchgeführt, und den Erfolg können wir heute noch bewundern – auf dem Pyramidenfeld bei Giseh.

Früher glaubte man, daß jene Depressionsperiode, über die wir historisch unterrichtet sind, ihre Ursache in dem kostspieligen Pyramidenbau hatte. Nach den Veröffentlichungen Professor Reisners ist man jetzt entgegen gesetzter Meinung: die Pyramiden wurden wegen der Arbeitslosigkeit gebaut. Daß bei den großen Pyramiden nur ein kultischer oder religiöser Sinn vorlag, erscheint heute unwahrscheinlich. Denn die Grabkammern liegen bekanntlich nicht in den Pyramiden, sondern tief unter ihnen, auch hätte für den Totenkult das kleinere Format früherer Perioden genügt. Es müssen also besondere Gründe den Bau der gigantischen Steinkolosse veranlaßt haben. Die Tatsachen, die uns die Forschung darüber mitteilt, klingen wie ein Roman.

Als Chephren Pharao wurde, prophezeiten die Priester magere Jahre für Ägypten. Da sie bessere Astrologen waren als unsere heutigen Sterndeuter, behielten sie leider recht. Man glaubte damals blind den offiziellen Orakeln, durch deren Mund die Götter sprachen. Jedenfalls half der unheilvolle Fatalismus mit, die Auswirkungen mangelhafter Ernten zu verschlimmern. Not und Armut zogen ein, und die zehn Millionen Menschen, die eng um den schmalen Landstreifen am Nil lebten, waren ohne Arbeit und Brot. Die Regierung mußte eingreifen. Zunächst mögen Kriege mit Nachbarvölkern, wie es üblich war, einen gewissen Ausgleich geschafft haben. Jenes rauhe Handwerk und eine lohnende Kriegsbeute bildeten zu allen Zeiten willkommenes Ventil. Aber dieses drastische Mittel half nur eine Weile. Die Arbeitslosenzahl stieg weiter. Es mußte etwas geschehen. Da kam Chephren auf den Gedanken, eine große Pyramide errichten zu lassen. Die Idee war nicht neu; neu waren nur die Größenverhältnisse. Er konnte mit dem Bau das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden: seiner Dynastie ein ewiges Denkmal schaffen und einigen hunderttausend Menschen Arbeit geben.

Aber woher die Mittel nehmen? Bankiers oder Anleihen gab es nicht. Doch die uralte Kultur Ägyptens bürgte dafür, daß damals keine Narren

regierten, sondern recht geschickte Köpfe, die energisch und klug das Staats schiff lenkten. Es mußte für das Arbeiterheer Nahrung geschaffen werden. Chephren und später Cheops besaßen den Mut, sich die Mittel von der äußerst wohlhabenden Priesterkaste zu „besorgen“. Die Tempel wurden geschlossen und deren Reichtümer für das „Arbeitsbeschaffungsprogramm“ verwandt. Die Priester, gefürchtet und gehaßt, waren von dem Eingriff in ihre Schätze und Privilegien wenig erbaut. Sie prophezeiten, daß die Krise weitere 150 Jahre dauern werde, und schleuderten gegen die mit ihrem Vermögen gebauten Pyramiden einen kräftigen Schlag.

Die Pyramiden wurden gebaut. Laufende fanden Arbeit, schleppten unter der glühenden Sonne die riesigen Quadern herbei, wälzten sie empor und erhielten Nahrung. Auspuffer ohne Mitleid schlangen über ihren Köpfen die Peitsche. Die Seile mußten gleichmäßig angezogen werden, wenn Hunderte an einem Block zerrten. Nur mit eiserner Disziplin war diese Arbeit zu bewältigen. Chephren und Cheops sorgten auf diese Weise für Arbeit und Brot und ließen sich zu ihrer eignen Belohnung unter den Sokeln der von ihnen errichteten Pyramiden beisehen.

Wenn man die primitiven Hilfsmittel berücksichtigt, so mag der Pyramidenbau wirklich eine gewaltige Arbeitsleistung verschlungen haben. An der Cheops pyramide mit ihren 2,5 Millionen Kubikmeter Steinmassiv müssen wenigstens 100 000 Menschen 20 Jahre lang hindurch gearbeitet haben. Das wären 600 Millionen Arbeitstage und nach unsern heutigen Lohnverhältnissen ungefähr fünf Milliarden Mark – also ein Arbeitsprogramm, das sich heute kein Staat erlauben könnte.

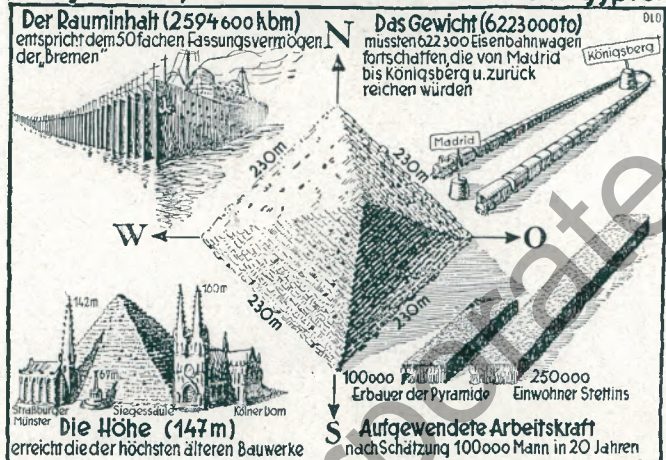
Mycerinus, zur Regierung gekommen, ließ eine granitene Pyramide errichten, doch er starb vor ihrer Vollendung. Seine Herrschaft war kurz, aber bedeutungsvoll. Er stellte den Frieden zwischen Staat und Kirche wieder her, öffnete die Tempel und erhielt dafür einen kleinen Kredit. Mit dem Wohlwollen der Priester verschaffte er sich auch wieder die Gunst der Götter. Mycerinus hatte wahrscheinlich die suggestive Macht der Priester über das verängstigte Volk erkannt – die wahre Ursache der langjährigen Depression.

Uns ist diese magische Erlebnisweise völlig unverständlich. Aber nur durch sie erklärt sich die Unfehlbarkeit jener Orakelsprüche. Sie verwickelten sich suggestiv. Prophezeiten die Priester die Absicht der Götter, die Menschen zu strafen, so kam diese Strafe oder wurde jedenfalls als solche erlebt. Diese für uns rätselhafte Erscheinung spielte bei dem geschichtlichen Verlauf eine wichtige Rolle. Die eigentlichen Politiker waren damals die Priester, und sie besaßen in ihren Orakeln ein sicheres Instrument, Weltgeschichte nach ihrem Geschmack zu machen.

Darum darf man annehmen, daß bei der 150jährigen Depression weniger reale als vielmehr psychische Ursachen die Hand im Spiel hatten. Und es gelang Mycerinus, indem er sich diplomatisch dieser Einsicht bediente, sein Volk besseren Zeiten entgegenzuführen.

Ob die Deutungen der Forscher richtig sind und jenes dramatische Stück ägyptischer Geschichte wirklich in dieser Weise verlaufen ist, werden wir trotz aller Kunde und aufschlußreichen Inschriften nie mit völliger Sicherheit feststellen können. Aber ist nicht allein die Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit, daß es im alten Ägypten eine riesenhafte Arbeitslosigkeit gegeben hat, daß der Bau der Pyramiden nichts anderes war als das gewaltigste Arbeitsbeschaffungsprogramm der Welt, der Aufzeichnung und des Nachdenkens wert?

## Die Pyramiden, das Wunderbauwerk der alten Ägypter



### Die Großtat der ägyptischen Technik.

Wenn man die Leistungen des Baues der ägyptischen Königs pyramiden mit den gigantischen Leistungen moderner Technik vergleicht, so wird für den maschinentechnisch eingestellten Menschen immer unverständlich, wie diese Riesenbauwerke überhaupt fertiggestellt werden konnten. Nur um die Steine für die Cheops pyramide zu transportieren, wären Eisenbahnwagen notwendig, die zweimal die Strecke Madrid—Königsberg, also quer durch Europa, anfüllen. Dabei wurden die im Innern der Pyramide verwendeten Granitsteine über 1000 km weit hergeholt, und jede der 7 m langen Steinflächen hat ein Einzelgewicht bis zu 20 Tonnen. Aber nicht nur technische, sondern auch wissenschaftliche Rätsel birgt die Cheops pyramide. Die vier Seitenkanten zeigen genau nach den vier Himmelsrichtungen. Der Umfang der Pyramidenbasis ist gleich dem Umfang eines Kreises, dessen Halbmesser die Pyramidenhöhe ist. Die Maßeinheit des Pyramidenbaues entspricht genau dem zehnmillionsten Teil der halben Erdoberfläche. Man sieht so, daß die Wissenschaftler der damaligen Zeit schon sehr weit in die Geheimnisse der Natur eingedrungen waren.

# „Von zuständiger Stelle erfahren wir . . .“

Fünfzig Jahre Reichspressestelle

Von Norbert Kaß.

Staat und Presse sind zwei Mächte, die nicht immer die richtige Einstellung zueinander gefunden haben. Die Ursache dieser Dissonanz ist die Auffassung vieler Staaten, daß die Presse ein Instrument der Politik sei. Da die Presse einer der wichtigsten Bildungsfaktoren der öffentlichen Meinung ist, waren stets die Regierungen besorgt, keine feindliche, möglichst aber eine gefügige Presse zur Verfügung zu haben. Betrachtet man rückblickend die Beziehungen zwischen Regierung und Presse, so kann man die Beziehungen beider zueinander in drei große Perioden der Entwicklung einteilen. Der erste Teil dieser Entwicklung wird durch die Worte Zensur und Privilegium als ein System des Zwanges gekennzeichnet. In der zweiten Periode tritt zu dem System des Zwanges und der Fesselung auch die Politik der Förderung der sogenannten offiziellen Regierungsblätter hinzu. Die neue und neueste Entwicklung der Pressepolitik wird durch den offenen und geregelten Verkehr zwischen Regierung und Presse gekennzeichnet. Dieses Verhältnis wurde durch die Erkenntnis, daß die Presse nicht Werkzeug der Regierung und Behörden sei, sondern daß sie als völlig gleichberechtigter Faktor neben den Organen der Staatsgewalt stehen muß, bedeutend gefördert.

Diese staatliche Pressepolitik veranlaßte Bismarck im Frühjahr 1871 zur Gründung eines selbständigen Pressedepartements im auswärtigen Amt. Caprioli, Bismarcks Nachfolger, war es, der den ersten Presseschef, Hammann, berief. Der oberste Chef seiner Pressepolitik war die Begründung und Aufrechterhaltung eines gegenseitigen Vertrauensverhältnisses zwischen Staat und Presse. Man warf jedoch Hammann vor, daß seine Methode der Pressepolitik auf Dienst und Gegendienst aufgebaut sei und dadurch die öffentliche Meinung verfälscht werde. Die ersten Kriegsjahre vermehrten die Arbeiten des Pressedepartements nahezu ins Unermeßliche, was dazu führte, daß das Pressedepartement eine selbständige Abteilung wurde. Im Jahre 1919 wurde diese Amtsstelle völlig umorganisiert, und es entstand die „Bereinigte Presseabteilung der gesamten Reichsregierung“, die im Volksmunde als Reichspressestelle bekannt ist.

An ihrer Spitze steht ein Ministerialdirektor, der sogenannte Reichspressechef. Er untersteht direkt dem Reichskanzler. Dem Reichspressechef unterstehen ein Ministerialdirektor und die Referenten der verschiedenen ausländischen und der Inlandabteilungen.

Die Hauptaufgabe der Reichspressestelle ist, einerseits das allgemeine Verständnis für die Maßnahmen der Reichsregierung zu wecken, andererseits aber auch falschen Gerüchten entgegenzutreten. Sie muß deshalb nicht nur im Vertrauensverhältnis zur Presse stehen, sondern ihre Beamten müssen auch große politische Erfahrung und ein feines Einfühlungsvermögen in die Eigenheiten der Presse der verschiedenen politischen Richtungen und der verschiedenen ausländischen Einstellungen besitzen.

Wie entwickelt sich nun die Tagesarbeit der Reichspressestelle ab?

Bereits in den ersten Morgenstunden begibt sich der Reichspressechef — nachdem er sich durch Lektüre der wichtigsten Morgenblätter über die politischen Strömungen in der öffentlichen Meinung orientiert hat — zum Reichskanzler, um ihm Vortrag zu halten. Hierbei werden auch die neuesten Maßnahmen der Reichsregierung besprochen und die Stellungnahme derselben zu verschiedenen gerade aktuellen Fragen geklärt. Abschließend findet ein weiterer halbstündiger Vortrag beim Reichspräsi-

denten statt. Man ist erstaunt, wie der 82jährige, aber noch sehr rüstige und geistig überaus rege „alte Herr“ — wie Hindenburg oft mit einer gewissen Ehrfurcht genannt wird — an allen Ereignissen interessiert ist. Meist hat Hindenburg vor dem Vortrag schon mehrere Zeitungen gelesen und bespricht sich dann bei dieser oder jener Frage ausführlicher mit dem Reichspresse-

chef. In die weiteren Vormittagsstunden fällt eine Konferenz des Reichspressechefs mit seinen Referenten. Jeder der Referenten hat ein Spezialgebiet gemeinsam mit seinen Lektoren zu bearbeiten und erstattet nun bei dieser Konferenz seinen Bericht. Hierbei werden die Maßnahmen der Reichspressestelle besprochen. Um 12.15 Uhr mittags findet alsdann die Pressekonferenz der inländischen Pressevertreter statt.

Diese Konferenz stellt ein „autonomes Journalistenparlament“ dar. Es wird von einem Journalisten präsidiert, und die zuständigen Referenten der Reichspressestelle beantworten die Anfragen, die aus den Journalistenkreisen gestellt werden. Außerdem finden Empfänge für die inländischen Pressevertreter statt, die vom Reichspressechef geleitet werden. Hauptsächlich werden hier Mitteilungen über Regierungsmaßnahmen gemacht. In der „Hit“ auf die Publikation dieser Mitteilungen sind diese in drei Klassen einzuteilen: Mitteilungen, die unter „Nr. I“ erteilt werden, sind zur Veröffentlichung freigegeben und sind wenige Stunden später in allen Zeitungen mit dem Vermerk: „Von zuständiger Stelle erfahren wir . . .“ zu lesen. Nachrichten, die unter „Nr. II“ von der Reichspressestelle gegeben werden, sind nur Informationsmaterial und kursieren meist unter der Spitze: „Aus politischen Kreisen erfahren wir . . .“. Alle Mitteilungen, die aber unter „Nr. III“ erteilt werden, sind streng vertraulich und dürfen nicht der Öffentlichkeit übergeben werden. Vielmehr sollen diese nur dazu dienen, daß die Pressevertreter der Reichsregierung entsprechend würdigen können.

Neben der Inlandspresse werden auch die in Berlin ansässigen Korrespondenten der ausländischen Zeitungen von der Reichspressestelle mit Material versehen. Augenblicklich halten sich 120 bis 200 Auslands-korrespondenten in Berlin auf. Diese „in-offiziellen Gesandten des Auslandes“ werden jeden Freitag zu einem Pressetee ins Reichspresseamt eingeladen. Hierbei hält gewöhnlich ein Reichsminister ein kurzes politisches Referat. Grundsätzlich dürfen die geladenen ausländischen Journalisten bei dieser Veranstaltung keinerlei Notizen machen. Da die Reichspressestelle letzten Endes für alle Informationen, die die Presse von den einzelnen Reichsbehörden erhält, verantwortlich ist, müssen alle Communiqués der Reichspressestelle zur Begutachtung vorgelegt werden. Erhält ein Pressevertreter von einem Minister ein Interview, so ist der zu veröffentlichende Artikel vorher der Reichspressestelle vorzulegen.

Tag und Nacht, auch an Sonntagen, steht die Reichspressestelle den Pressevertretern zur Verfügung. Sie ist ein ehrlicher Makler zwischen der Reichsregierung und der Presse. Nicht mehr bedient sich der Staat, wie früher, offizieller Blätter, um die Presse zu beeinflussen, sondern die 101 Beamten der Reichspressestelle, die nun

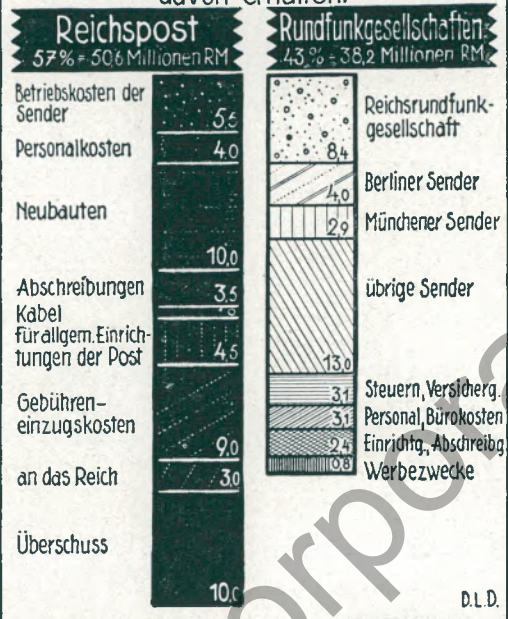
auf eine fünfzigjährige Tätigkeit zurückblicken kann, sind das Bindeglied zwischen Presse und Staat. Nur ein Mittel steht der Reichspressestelle zur Verfügung:

die Beeinflussung der Presse durch das Mittel der freien Überzeugung.

## Wo bleiben die Rundfunkgebühren?

Voraussichtliche Einnahmen 1932 = 88,8 Millionen RM  
3 700 000 Millionen zahlende Hörer

davon erhalten:



### Die Finanzen des deutschen Rundfunks.

Der Direktor der Reichsrundfunkgesellschaft, Dr. Kurt Magnus, gab im Rundfunk Aufschluß über die Verwendung der Rundfunkgebühren. Ausgehend von dem Hörerstand am 1. Januar 1932 von nahezu 4 Millionen, von denen aber etwa 280 000 von der Gebühr befreit sind, ergibt sich eine runde Einnahmesumme von 90 Millionen RM im Jahre für die Reichspost. Davon erhält die Reichspost 57 Prozent für den technischen Betrieb und die Rundfunkgesellschaft 43 Prozent für die Programmgestaltung. Wie nun im einzelnen die Summen verwendet werden, zeigt das Bild. Beinahe ein Drittel der gesamten Rundfunkgebühren werden von den Rundfunkgesellschaften verbraucht, etwa 27 Millionen RM. Davon stehen aber nur 17 Millionen RM für Programmzwecke zur Verfügung. Die zehn Rundfunkgesellschaften können also täglich über 450 000 RM für Programmzwecke verwenden. Es ist aber zu bemerken, daß die 17 Millionen RM nicht gleichmäßig auf die zehn Gesellschaften verteilt werden, sondern daß die Berliner Rundfunkgesellschaft erhält, während einige kleinere Sender nur etwa 1 Million erhalten. Von den 4 Millionen der Berliner Rundfunkgesellschaft verbraucht man ein Drittel für die festangestellten Künstler, Orchester- und Chormitglieder, ein weiteres Drittel für die von Fall zu Fall verpflichteten Künstler und Vortragenden. An Autorengebühren und Honorar sowie für Übertragungen wird ein Fünftel ausgegeben, für den Nachrichtendienst ein Zwanzigstel (200 000 RM). Interessant ist noch die Feststellung, daß von 1691 Angestellten der Rundfunkgesellschaften 307 über 500 RM monatlich verdienen und 51 sogar über 1000 RM monatlich.

# Zur Schärfung des Sprachgefühls.

Von Prof. Dr. D. Hauschild, Hamburg.

## Fehler im Gebrauch des Verhältniswortes. I.

### 1. Durch und infolge; zufolge.

Der Unterschied zwischen durch und infolge gehört zu den Feinheiten des Stils und wird manchem zeit lebens nicht klar. Das Volk gebraucht „infolge“ überhaupt nicht. „Durch den schlechten Mehlablaß sind die Mühlen nicht in der Lage, höhere Forderungen zu bewilligen“ (Bericht der Hamburger Börse vom 11. Oktober 1930). Hier wäre „infolge“ oder „wegen“ am Platze. Bei dem Gebrauch von durch hat man im allgemeinen die Vorstellung einer Bewegung; das Wort ist daher bei der Angabe eines Vorgangs, nicht eines Zustandes angebracht. „Durch eine starke Erkältung muß mein Sohn heute der Schule fernbleiben.“ (infolge oder wegen). Wohl aber könnte man schreiben: Durch eine starke Erkältung ist mein Sohn gezwungen worden, usw. In Zeitungen findet sich der Fehler häufig: „Die Radiosender versagen durch die Kälte“ (B. Z. am Mittag vom 3. März 1931). „Da der Boden durch den vorhergehenden Frost sehr kalt war, bildete sich gefährliches Glatteis.“ „Ballastreifen werden augenblicklich durch die geringe Nachfrage kaum gemacht.“

Die Regel lautet: „Durch“ bezeichnet die unmittelbare (direkte) ursächliche Verknüpfung, „infolge“ die mittelbare, entferntere (indirekte) Ursache. „Infolge der plötzlichen Überschwemmung mußten die Häuser am Flusse durch die Bewohner geräumt werden.“ „Infolge eines für den Fall des Rückzugs gegebenen Befehls wurde die Brücke durch die Pioniere gesprengt.“ Der Befehl ist die mittelbare, entferntere Ursache der Sprengung, die Tätigkeit der Pioniere ist die unmittelbare Ursache.

Verwandt mit „infolge“ ist zufolge. Man sagt: zufolge des Befehls, aber dem Befehl zufolge. Bei der häufigeren Nachstellung hat sich wohl der Einfluß des sinnverwandten nach oder gemäß, die den Wemfall erzeugen, geltend gemacht. Zwar in Geschäftsbriefen wird dieses Verhältniswort meist richtig verwendet (Zufolge Ihres Telegramms, Ihrer Postkarte usw.), falsch aber in einer beliebigen Eingangsformel der Zeitungssprache. Es heißt gewöhnlich: Dem „Berliner Tageblatt“ zufolge hat sich das Befinden des Ministers K. gebessert. Der „Germania“ zufolge usw. Zufolge kann nur eine Folge bezeichnen, aber die berichtete Tatsache ist doch nicht eine Folge der Zeitungsmeldung. Man sollte schreiben: Nach einem Bericht, einer Mitteilung oder Meldung des „Berliner Tageblattes“ oder kurz: Nach dem Berliner Tageblatt.

### 2. Für Rechnung und Gefahr.

„Versand erfolgt für Rechnung und Gefahr des Bestellers.“ Löst man die Zusammenziehung auf, so ergibt sich: für Rechnung und für Gefahr des Bestellers. Kann man denn aber sagen: für Gefahr des Bestellers? Nein, man sagt stets: „Lun Sie das auf Ihre Gefahr“. Demnach ist allein richtiges Deutsch: für Rechnung und auf Gefahr. Man könnte es sich aber noch bequemer machen, wenn man schriebe: Wir sandten Ihnen auf Ihre Rechnung und Gefahr. Denn gegen „auf Ihre Rechnung“ ist ebensowenig etwas einzuwenden wie gegen „auf Ihre Kosten“ oder gegen den Satz: Ich lasse etwas auf eigne Rechnung machen. Da man aber gewöhnlich schreibt: Wir sandten Ihnen auf Ihre Order usw., so scheint man sich wohl, das „auf“ gleich noch einmal zu bringen, und schreibt lieber: für Ihre Rechnung. Das Fremdwort Order ließe sich übrigens sehr gut durch „Auftrag“ oder „Bestellung“ ersetzen.

### 3. „Nach“ richtig und falsch gebraucht.

In gutem Hochdeutsch setzt man, um das Ziel einer Bewegung anzugeben, vor Ortsnamen nach, vor Personen zu (ich fahre nach Berlin; ich gehe zu Meyer). Wenn man sagt: ich schicke (gehe, laufe) nach dem Arzt, so hat das die Bedeutung, daß man ihn holen will. Von dieser Regel weicht das Norddeutsche oft ab, indem es unter dem Einflusse des Plattdeutschen auch vor Personenbezeichnungen und ohne die Bedeutung des

Holens nach setzt. An einigen Straßenbahnwagen in Hamburg ist z. B. ein Schild angebracht mit der Aufschrift: Nach Hagenbeck, als ob das ein Vorort von Hamburg wäre. Handelt es sich um Gebäude, Anstalten usw., wie z. B. die Post, die Schule, so kann man ebenfugot nach wie zu sagen (ich bin auf dem Wege nach der Post oder zur Post). „Zu“ ist um einige Grade gewählter als das wenigstens im Norden volkstümlichere „nach“. Auch in wäre am Platze. Es ist aber verkehrt, wenn der Sachse Wustmann (Allerhand Sprachdummheiten) schreibt: „Seine Leute schicken ihre Kinder nicht mehr in die Schule, sondern zur Schule.“ „Seht Ihre Kleine schon zur Schule?“ fragen sie. Da wird sie nicht viel lernen, wenn sie bloß zur Schule geht; sie muß hineingehen! Wir gehen doch z. B. auch zu Bett, um uns hinzulegen, und gedenken nicht, die ganze Nacht im Hemd davor stehen zu bleiben. Zwischen nach Hause und zu Hause hat erst die Schule einen Unterschied durchgesetzt, der allerdings nützlich ist. In den Mundarten ist „zu Hause gehen“ sogar gewöhnlicher und an sich nicht falsch. Man sagt doch auch „zu Tisch, zu Bier, zur Kirche, zu Bett usw. gehen“.

Die norddeutsche Vorliebe für nach zeigt sich auch darin, daß man die guten Wörter hinauf, hinunter, hierher, dorthin, hinüber usw. verschmähzt und alle umständlich mit nach umschreibt: nach oben, nach unten, nach hier, nach dort, nach drüben usw. Ganz überflüssig ist dieses nach vor seitwärts, abwärts, aufwärts, vorwärts usw., denn -wärts drückt ja schon selbst eine Richtung aus.

Nicht selten hört oder liest man: meines Erachtens nach. Das sollte ein gebildeter Mensch nicht sagen. „Meines Erachtens“ (meist abgekürzt m. E.) ist ein Ausdruck des Umstandes im Wesfall, wie grades Weges, stehenden Fußes usw. Außerdem wird nach immer nur mit dem Wemfall verbunden, mag man es vor- oder nachstellen. Mit diesem falschen meines Erachtens nach hat sich der Minister von Podbielski in der Reichstagsitzung vom 25. Oktober 1902 arg bloßgestellt. Zweimal schon hatte er so gesagt, jedesmal begleitet von einer gelinden „Heiterkeit“ des Hauses. Der Minister merkte nichts. Gleich darauf sprach er mit besonderem Nachdruck die Worte: „Sowie der Verkehr größer wird, ist niemand von uns in der Lage (mit gehobener Stimme) meines Erachtens nach, dann unser Vieh zu schützen.“ Hier verzeichnet der kurz schriftliche Bericht „große Heiterkeit“.

### 4. innerhalb.

Heißt es: innerhalb acht Tage, innerhalb acht Tagen oder innerhalb von acht Tagen? Der zweite Teil von innerhalb ist ein altes Hauptwort die Halbe = die Hälfte, die Seite; also ist innerhalb des Hauses = auf der inneren Seite des Hauses. Daraus folgt zunächst, daß innerhalb mit Zug und Recht den Wesfall (Genitiv) erfordert. Bei „innerhalb zweier (dreier) Tage“ herrscht auch gar kein Zweifel. Wie aber, wenn das Zahlwort unveränderlich ist und der Wesfall nicht deutlich wird, wie in „innerhalb acht Tage“? Hier vermiszt das sprachgebildete Ohr etwas; wo der Wesfall steht, will es ihn auch hören. So hilft man sich denn damit, daß man den Wemfall setzt: innerhalb acht Tagen. Das tun heute auch gute Schriftsteller, deren Mehrheit ja für den Sprachgebrauch maßgebend ist. Sie halten es für das geringere Übel, gegen eine Regel zu verstößen als das Ohr unbefriedigt zu lassen. So ist hier die Meinung der Stillehrer geteilt. Die einen halten „innerhalb acht Tagen“ für zulässig, die andern kommen nicht über den Verstoß gegen die grammatische Regel hinweg. Sie empfehlen, in solchen Fällen binnen zu gebrauchen oder sich sonstwie zu helfen, aber nicht mit von. Das ist französische Ausdrucksweise, wie auch gegenüber von nur das vis-à-vis de nachahmt. Die eingangs gestellte Frage ist also so zu beantworten: Nicht innerhalb von, sondern Ersatz durch binnen oder eine Umschreibung (hier z. B. innerhalb einer Woche). Wer aber „innerhalb acht Tagen“ schreibt, befindet sich auch nicht in schlechter Gesellschaft.

(Schluß folgt.)

# Die Kundschau

## Vom Reisen.

Aus einem Aufsatz von Hermann Hesse „Italienischer Reisetag“  
in der Zeitschrift „Atlantis“, Berlin – Zürich.

Was ist das eigentlich, was unsereinen auf Reise treibt? Warum fahren wir Jahr um Jahr so viele hundert Meilen, da und dort hin, stehen dankbar und froh vor den Bauwerken und Bildern reicherer Zeiten, sehen neugierig und zufrieden dem Leben fremder Völker zu, die uns nichts angehen, plaudern in Eisenbahnzügen mit fremden Menschen und belauschen einsam das Straßengetriebe fremder Großstädte? Einst war mir das als eine Art von Lernbegier und Bildungsdrang erschienen, damals hatte ich mir Notizhefte voll über Freskenwände altitalienischer Kirchen geschrieben und mein am Essen abgespartes Geld für Photographien alter Skulpturen ausgegeben. Dann wieder war ich dessen müde geworden und hatte das Reisen in ärmeren Ländern vorgezogen, wo Landschaft und fremdes Volkstum allein mich interessierten, und da war mir dieser rätselhafte Reisetrieb als eine Art Abenteuerlust erschienen. Es sind jedoch, genau genommen, keine Abenteuer, die man auf Reisen erlebt, es sei denn, daß man fehlgefahrte Koffer, gestohlene Mäntel, Zimmer mit Schlangen und Betten mit Moskitos als Abenteuer ansähe. Nein, das war auch nicht das richtige. Heute, wo von Bildungsdurst kaum ein verblaster Nest in mir verblieben ist, wo ich mir nichts daraus mache, ohne Baedeker und ohne Notizbuch durch italienische Städte zu bummeln und ganze Kirchen und Sammlungen voll der schönsten Bilder zu versäumen, während ich doch, was ich von dergleichen Dingen finde und sehe, intensiver und zarter als ehemals genieße — heute, wo auch der Glaube an die Abenteuerlichkeit des Reisens mir verlorengegangen ist, gehe ich nicht seltener und mit nicht kleinerem Drang und Bedürfnis auf Reisen als vor fünfzehn oder zehn oder fünf Jahren.

Mir scheint, das Unterwegssein auf Reisen ersetzt unsereinen jene Bestätigung des rein ästhetischen Triebes, der unseren Völkern beinahe völlig abhandengekommen ist, den die Griechen und die Römer und die Italiener der großen Zeiten hatten und den man noch etwa in Japan findet, wo Kluge und keineswegs kindische Menschen es verstehen, am Betrachten eines Holzschnitts, eines Baumes oder Felsens, eines Gartens, einer einzelnen Blume die Übung, Reise und Kennerschaft eines Sinnes zu genießen, der bei uns selten und schwach ausgebildet erscheint. Das reine Schauen, das vor keinem Zweckstutzen und Wollen getrübbte Beobachten, die in sich selbst begnügte Übung von Auge, Ohr, Nase, Tastsinn, das ist ein Paradies, nach dem die Feineren unter uns tiefes Heimweh haben, und beim Reisen ist es, wo wir dem am besten und reinsten nachzugehen vermögen. Die Konzentration, die der ästhetisch Geübte jederzeit sollte hervorrufen können, glückt uns Ärmern wenigstens in diesen Tagen und Stunden der Losgebundenheit, wo keine Sorge, keine Post, kein Geschäft aus der Heimat und dem Alltag uns nachlaufen können. In dieser Reise Stimmung vermögen wir, was wir daheim selten vermögen: stille, zwecklose, dankbare Stunden vor ein paar herrlichen Bildern hinzubringen, hingerissen und offen den Wohlklang edler Bauwerke zu vernehmen, innig und genießerisch den Linien einer Landschaft nachzugehen. Da wird uns zum Bilde, was uns sonst nur im träben Netz unseres Wollens, unserer Beziehungen, unserer Sorgen erscheint: das Leben der Gasse und des Marktes, das Spiel der Sonne und Schatten auf Wasser und Erde, die Form eines Baumes, Schrei und Bewegung eines Tieres, Gang und Betragen der Menschen. Und wer auf Reisen geht, ohne im Innern das zu suchen, der kommt leer zurück und hat höchstens seinen Bildungsfackel etwas belastet.

Aber hat dieser ästhetische Trieb zum reinen Sehen, zum selbstlosen

Aufnehmen nicht doch eine höhere Beziehung? Ist er nur Sehnsucht nach dunklem Lustgefühl? Ist er nur rächende und mahnende Pein eines vernachlässigten Sinnes? Warum gibt mir dann doch der Anblick eines Mantegna mehr als der einer schönen Eidechse, warum ist mir eine Stunde in einer von Giotto ausgemalten Kapelle letzten Grades doch mehr als eine, die ich am Meeresstrand verliere?

Nein, im Grunde ist es doch überall das Menschliche, was wir suchen und wonach uns dürstet. Ich genieße an einem schönen Berge nicht die zufällige Wirklichkeit, ich genieße mich selbst, ich genieße die Fähigkeit des Sehens, des Linienfühlers, ich laufe in einer schönen, fremden Landschaft keineswegs der Kultur davon, sondern übe und liebe und genieße Kultur, indem ich meine Sinne und Gedanken an ihr übe. Darum kehre ich auch immer wieder dankbar und willig zu den Künsten zurück, darum gewährt mir ein kühner Bau, eine schön bemalte Wand, eine gute Musik, eine wertvolle Zeichnung schließlich doch mehr Genuß, mehr Befriedigung

dunklen Suchens, als das Beobachten natürlicher Schönheiten. Ich glaube, das, worauf jener ästhetische Trieb hinausgeht, ist keineswegs ein Loskommen von uns selbst, sondern nur ein Loskommen von unseren schlechteren Instinkten und Gewohnheiten und eine Bestätigung des Besten in uns, eine Bestätigung unseres heimlichen Glaubens an den Menschengestalt. Denn wie ein wohliges Bad im Meere, ein frohes Ballspiel, eine tapfere Schneewanderung mein leibliches Ich bestätigt, ihm in seinen besten Gelüsten und Ahnungen recht gibt und durch Wohlbefinden auf sein Verlangen antwortet, so antwortet beim reinen Schauen der große Schatz menschlicher Kultur, geistiger Leistung auf unseren fordernden Glauben an die Menschheit überhaupt. Was soll mir die Freude an Lizzian, wenn seine Bilder mir nicht Ahnungen wahr machen, Triebe bestätigen, Ideale erfüllen?

So, scheint mir, reisen wir und schauen und erleben die Fremde, im tiefsten Grunde als Sucher nach

dem Ideal des Menschentums. Darin bestätigt uns und bestärkt uns eine Figur von Michelangelo, eine Musik von Mozart, ein toskanischer Dom oder griechischer Tempel, und diese Bestätigung und Bestärkung unseres Verlangens nach einem Sinn, einer tiefen Einigkeit, einer Unsterblichkeit der menschlichen Kultur ist es, was wir auf Reisen besonders innig genießen, auch wenn wir nicht klar daran denken.

Wieviel auch die Zeit wegnimmt, wie sehr man altern, ermüden, schwächer werden mag, jedes Erlebnis, das der Sinn unseres Reisedrangs ist, wird nie seinen Glanz verlieren, und wenn ich in zehn und zwanzig Jahren mit anderen Ansichten, anderen Erfahrungen, anderen Perspektiven als heute durch die Welt reisen werde, so wird es schließlich doch im selben Sinne geschehen wie heute, und es wird mir, über alle Verschiedenheit und reizvolle Gegensätzlichkeit der Länder und Völker hinweg, immer mehr und immer klarer der einheitliche Sinn alles Menschentums entgegen treten.

## Wen bedroht der Fünfjahresplan?

Aus einem Artikel des amerikanischen Russlandspezialisten Isaac Don Levine in „Scribner's Magazine“, New York. Der Verfasser, gebürtiger Russe und einer der ersten Berichterstatter, die nach dem Sturz des Jarems in Russland an Ort und Stelle waren, entdeckte in den russischen Archiven den berühmten „Willi-Nick“-Briefwechsel zwischen Wilhelm II. und Nikolaus II.

Seit nunmehr drei Jahren führen die Handelschiffe, die von Amerika nach Russland fahren, kostbare Maschinenfracht mit sich. Abgefandte Moskaus haben die Wunder des Fordschen Reiches studiert und haben dort die erlesensten, kostbarsten Maschinen ausgewählt, um sie mit sich in die

Wolgasteppe und Uralberge zu führen. Nichts war für diese Hinterwälder zu modern und zu gut. Bei der Besichtigung der gigantischen Industriebetriebe von Detroit und Akron sahen die Käufer aus dem Kreml die Verwirklichung ihrer Zukunftsvisionen greifbar vor Augen: man brauchte nur diese wunderbare maschinelle Ausrüstung zu erwerben, sie im eigenen verarmten Lande aufzustellen, und dann, so meinten sie, müsse der Reichtum automatisch in die gierigen Hände der erwartungsvollen Massen fließen. Es war nur nötig, sich die Maschinen zu beschaffen, sie in ihr politisches System einzufügen, sie in Betrieb zu setzen — und eine unerschöpfbare Goldquelle würde erschlossen sein. Denn diese Maschinen würden ja unermüdlich und bis ins Unendliche arbeiten können, unbekümmert um die Häufigkeit des Schichtwechsels und um den neuen Kalender, der ihnen die Ruhezeit nimmt.

Aber die moderne Maschine ist nicht mehr dieselbe wie diejenige aus den Anfangstagen des Maschinenzeitalters. Das Leben der modernen Maschine wird durch tausend unsichtbare Kanäle gespeist, die völlig außerhalb des Bereichs von Wolgabauern und chinesischen Kulis liegen. Es bedarf eines ganzen Jahrhunderts intensiver kultureller und sozialer Entwicklung, um das Förder- oder Fließbandsystem mit seiner übermenschlichen Präzision, seinen komplizierten und unersättlichen Anforderungen zu schaffen. Das Fließband ist, wie jeder Sachmann weiß, der Gipfelpunkt der kompliziertesten Zivilisation, die die Menschheit jemals geschaffen hat. Nimm dieses Fließband aus Michigan oder Ohio, verpflanze es an die Ufer des Amazonasstroms, und es wird stocken. Es wird streifen und alle Kalkulationen über den Haufen werfen. Die moderne Maschine ist ein organisch gewachsenes Gebilde. Sie gehört zu ihrer Umgebung wie der Boden, auf dem sie steht. Diese Maschine wuchs mit dem sie bedienenden Arbeiter, und der Arbeiter wuchs mit der Maschine, die er bedient. Ein Mensch kann aus dem andern Unglaubliches herausholen; die Grenzen menschlicher Ausdauer sind noch niemandem bekannt. Aber der Mensch kann die Maschine nicht in der gleichen Weise antreiben wie sich selbst oder seinesgleichen. Die moderne Maschine rebelliert kräftiger und wirksamer als der Mensch.

„Wer will noch behaupten, daß die Mathematik eine exakte Wissenschaft sei?“ fragt ein russischer Schriftsteller in der Moskauer „Industrialisazii“, dem offiziellen Organ der Fünfjahresplan-Kampagne, und führt folgende Beispiele für die Rebellion der Maschinen an:

„Die Charkower Lokomotivwerke haben, sagen wir, hundert oder zweihundert oder sogar tausend Traktoren geliefert. Die Verwaltung registriert daraufhin, daß so und so viele Traktoren heute die Felder Sowjetrusslands durchpflügen. Tatsächlich sind in eben diesem Augenblick die Landwirte des Kollektivgutes kopfschüttelnd um einen dieser Traktoren versammelt, der sich weigert, auch nur einen Fuß breit weiterzufahren, und wie angewurzelt auf der Stelle steht. Der Monteur kriecht unter das Stahlroß, um die Ursache des unerwarteten Aufenthalts festzustellen. Was nützt also die Mathematik der Charkower Lokomotivwerke? Die Tatsache, daß sie tausend Traktoren geliefert hat, bedeutet noch nicht, daß der Bestand des Landes an Traktoren sich um diese Ziffer vermehrt hat.“

„Ein anderer Fall: in Rußland beginnt man den Bezug von Kleidungsstücken zu rationieren. Kann das aber ordnungsgemäß vor sich gehen, wenn die Bekleidungsindustrie der Sowjetunion Hosen mit Beinen von verschiedener Größe liefert?“

„Ein weiteres Beispiel: ein Durchschnittsmensch sitzt an einer Rechenmaschine bolschewistischen Fabrikats und versucht mit ihrer Hilfe 6 und 7 zu addieren. Er erhält die Zahl 24 und ist höchst erstaunt, denn man braucht nicht gelernter Buchhalter zu sein, um die Sinnlosigkeit dieses Ergebnisses zu begreifen. Immerhin, die Rechenmaschine sagt es. . . Der Betreffende erinnert sich vielleicht aus der Schulzeit, daß man Additionsergebnisse durch Subtraktion nachprüfen kann; er kehrt also das Verfahren um und zieht 7 von 24 ab, in der Hoffnung, auf diese Weise festzustellen, daß die vorhergehende Addition stimmte. Das Ergebnis ist 22. Und ebenso geht es mit der Multiplikation.  $3 \times 7$  ist nicht 21 sondern 39. Die letztere Zahl ist in keiner Weise durch 7 teilbar; wie in aller Welt soll der arme Mann also feststellen, ob das Ergebnis tatsächlich stimmt? Er beschließt, alle aufsteigenden Zweifel an der Zuverlässigkeit der sowjetistischen Rechenmechanik zu unterdrücken und schreibt mutig die Ziffern nieder, die sein energisches Drehen der Kurbel ergibt. Die Organisationen jedoch, die diese Ziffern erhalten, werden zum mindesten einigermassen erstaunt sein.“

„Der Feinmechaniktrakt besitzt eine ganze Reihe von Dokumenten über ähnliche Vorfälle. Von einer Ladung von 105 Rechenmaschinen Marke „Gelir“, die der Meshdunarodnaja Kniga (dem Internationalen Buchverlag) geliefert wurden, kamen 51 als fehlerhaft zurück; und von 21 „Soyuz“-Rechenmaschinen mußte der gleiche Verlag 11 zurücksenden. Die Leningrader Filiale der Girma berichtet, daß von 37 gelieferten Maschinen 17 nur als Altschrott verwertbar waren. Ja, die Käufer von Rechenmaschinen haben sich allmählich eine gewisse Spezialkenntnis in dieser Branche angeeignet: und rangieren die Maschinen nicht mehr einzeln sondern gleich serienweise aus, weil sie erfahrungsgemäß festgestellt haben, daß sämtliche Maschinen bestimmter Serien fehlerhaft sind.“

Die Technik ist kein lebloses Gebilde. Sie ist ein Nerv des menschlichen Gehirns, eine Form des menschlichen Verstandes. Maschinenteknik läßt sich nicht durch politische Mittel hervorzaubern. Der Bauer, der fähig ist, eine Windmühle zu betreiben oder eine Fuchsfalle zu stellen,

besitzt noch nicht notwendigerweise das technische Wissen, das ihn befähigt, eine moderne Maschine zu bedienen. Diese beiden Stadien der Menschheitsentwicklung sind durch einen Abgrund getrennt, denn zwischen ihnen liegt die Verdienstarbeit, die in vielen Generationen kultureller Entwicklung angehäuft wurde.

Die eigentlichen Probleme des Fünfjahresplans: die Probleme von Kapital und Arbeit, von Maschine und Technik, sie treten erst heute in die Erscheinung. Es sind die Probleme der Produktion als solcher, und diese Produktion ist die schärfste und letzte Probe, vor die der Fünfjahresplan sich gestellt sieht. Eine dunkle Ahnung der Bedeutung dieser Fragen kam in den Worten des Vorsitzenden des Rates der Volkskommissare Molotow zum Ausdruck, als er in seiner Rede vom März 1931 sagte: „Es hat sich gezeigt, daß wir besser imstande sind, neue große Werke zu errichten, als nachher die Produktion dieser Werke in Gang zu setzen.“

## Für und gegen die Autarkie.

Von Dr. Ernst Döblin, Berlin.

Aus der „Zeitschrift für Organisation“.

Ein Kampf um die Autarkie hat eingesetzt, der die öffentliche Meinung voraussichtlich noch länger beschäftigen wird. Wir haben den Verfasser als Kenner des Sachgebietes ersucht, die Gründe für und gegen die Autarkie kurz und übersichtlich zusammenzustellen, und das in möglichst objektiver Weise. (Vorwort der Zeitschrift für Organisation.)

### 1. Argument: Natürlicher Außenhandelsrückgang.

Für die Autarkie:

Die natürliche Entwicklung führt zu einer Rückbildung der weltwirtschaftlichen Beziehungen. Der Welthandel insgesamt ist, langfristig gesehen, in einem Schrumpfungsprozeß begriffen. Der Außenhandel hat daher für die einzelnen Volkswirtschaften sinkende Bedeutung.

Gegen die Autarkie:

Soweit Ziffern über die Welthandelsumsätze vorliegen, läßt sich aus ihnen eine entgegengesetzte Bewegung entnehmen.

Im Jahre 1840 ist der Welthandel auf 10 Milliarden Mark veranschlagt worden, für 1913 auf über 150 Milliarden Mark, für 1928 auf etwa 280 Milliarden Mark, die, umgerechnet auf die Kaufkraft der Vorkriegszeit, immer noch die 200-Milliarden-Grenze erheblich übersteigen. Der Rückgang seither ist nicht stärker als bei den innerwirtschaftlichen Vorgängen, und auch jetzt noch erreicht der mengenmäßige Außenhandelsumsatz die höchste Vorkriegsziffer.

### 2. Argument: Verlangsamtes Außenhandelswachstum.

Für die Autarkie:

Wenn schon den absoluten Zahlen nach der Welthandel zunimmt, so erfolgt doch sein Wachstum in immer langsamerem Tempo. Einer stürmischen Ausbreitung der weltwirtschaftlichen Beziehungen ist eine Periode relativ ruhigerer Entwicklung gefolgt, und allmählich wird eine neue Zunahme ganz ausbleiben, möglicherweise im weiteren Verlauf ein Absinken von dieser Höhe vor sich gehen.

Gegen die Autarkie:

Verfolgt man die Kurve des Außenhandelsvolumens der Welt seit 1840 — von wo an einigermaßen brauchbare Zahlen existieren —, so zeigt sich nach Ausschaltung der Preisschwankungen, daß sie sich nicht nur ständig aufwärts bewegt, sondern daß auch die Intensität ihrer Aufwärtsbewegung fast ohne Unterbrechung zunimmt. Der „Trend“ des Welthandels steigt ständig an.

Eine Ausnahme machen nur die Kriegsjahre. Der Ausfall ist sehr schnell eingeholt worden.

Die zweite Ausnahme hat sich in den letzten Jahren gezeigt. Aber diese Bewegung beschränkt sich keineswegs auf den Außenhandel, sondern geht Hand in Hand mit einem mindestens ebenso schroff verlaufenden Schrumpfungsprozeß der Binnenhandelsumsätze.

### 3. Argument: Sinkende Exportquote.

Für die Autarkie:

Auch wenn das Wachstum des Außenhandels beschleunigt fortschreiten sollte, so ist damit über seine wirkliche Bedeutung noch kein positives Urteil ausgesprochen. Verglichen mit dem Binnenabsatz, kommt der Ausfuhr eine sich verringernde Rolle zu.

Das Wachstum des Volkseinkommens der einzelnen Volksgemeinschaften geht in schnellerem Tempo vor sich als die Ausbreitung des Welthandels. Entsprechend geht die Quote, mit der die Ausfuhr an der Gesamtproduktion eines Landes beteiligt ist, zurück.

Gegen die Autarkie:

Ein statistischer Nachweis für oder gegen das „Gesetz der sinkenden Exportquote“ läßt sich kaum führen, weil die rechnerische Erfassung des dazu als Basis dienenden Volkseinkommens nicht mit hinreichender Genauigkeit möglich ist. Die wenigen Zusammenstellungen dieser Art ergeben keine eindeutige Bewegungstendenz, sondern nationale und zeitlich unterschiedliche Entwicklungen ohne erkennbare Grundrichtung.

Die wirtschaftliche „allgemeine Fortschrittsquote“, die einen Ausdruck für das Wachstum der Produktion bildet, ist für eine längere Periode vor dem Krieg auf etwa 3 Prozent im Durchschnitt geschätzt worden.

Hält man ihr die Ziffer von 3½ Prozent für die Größe des jährlichen Welthandelszuwachses in derselben Zeit entgegen, so hat es eher den Anschein, als ob der Welthandel sich schneller entwickelte als die Produktion. Die endgültige Entscheidung steht wegen der statistischen Fehlermöglichkeiten noch aus. Jedenfalls ist das antarktische „Gefetz“ nicht nachweisbar.

#### 4. Argument: Erhöhung der Krisengefahr.

Für die Autarkie:

Die Verbindung mit der Weltwirtschaft erhöht die Krisengefahr. Jeder Konjunkturrückschlag in einem fremden Land trifft die eigene Volkswirtschaft.

Der inländische Roggenproduzent wird vom Ausfall der kanadischen und australischen Weizenernte abhängig. Ein Krieg im Fernen Osten, eine ausländische Erfindung können den Markt für die deutsche Industrie schwer verderben.

Gegen die Autarkie:

Die weltwirtschaftliche Verflechtung wirkt sich nach beiden Seiten aus, sie gilt gegenüber der Krise wie beim Aufschwung.

Eine konjunkturelle Besserung in irgendeinem Land belebt den Absatz der übrigen; die Erschließung neuer Absatzmärkte ist erfahrungsgemäß überdies der normale Ausweg aus der Krise. Das Risiko heftiger Ernteschwankungen ist in einem einzelnen Land größer als auf dem Weltmarkt insgesamt, wo mit viel höherer Wahrscheinlichkeit Missernten einerseits und übergroßes Getreideangebot in anderen Gegenden zum Ausgleich kommen können.

Schließlich besteht, da die Konjunktur nicht in allen Ländern zu gleicher Zeit gleich ungünstig zu sein pflegt, für ein im Welthandel stehendes Land die Möglichkeit, seinen Export nach konjunkturell zur Zeit begünstigten Märkten zu richten und so seine Produktion im ganzen stabiler zu halten, als wenn es auf den Außenhandel verzichten müßte.

#### 5. Argument: Unzureichende Versorgung der Exportländer.

Für die Autarkie:

Schon um die Jahrhundertwende hat der Gedanke eine Rolle gespielt, daß die industrielle Entwicklung der Neuländer die alten Industrie-Exportländer Europas in Gefahr brächte, nicht genügend Rohstoffe und Lebensmittel beziehen zu können.

In dem Maße, wie die bisherigen Rohstoffproduzenten sich eine eigene Industrie zulegen, würden sie ihre Rohstoffe selbst verbrauchen und die Lebensmittel, die sie erzeugten, für ihre industriellen Arbeiter verwenden. Infolgedessen müßten die alten Industrien verkümmern und müßten in diesen Ländern die Agrarwirtschaft, die man aus Gründen der internationalen Arbeitsteilung mehr in den Hintergrund hatte treten lassen, wieder verstärkt gepflegt werden.

Diese Umstellung vollzieht sich in Form einer Krise; sie ließe sich vermeiden, wenn Agrarzölle von Anfang an im Sinne einer Autarkisierung für Stärkung der Landwirtschaft und Beschränkung des industriellen Sektors der Volkswirtschaft gesorgt hätten.

Gegen die Autarkie:

Die Fragestellung ist nicht aktuell. Die Entwicklung ist entgegengesetzt verlaufen. Die Weltkrise hat ihren Ausgang von einem Überangebot an Rohstoffen genommen und nicht von einem Mangel. Auch den alten Industrieländern stehen Rohstoffvorräte, mit denen sie produzieren können, in beliebigem Umfang auf den Weltmärkten zur Verfügung, noch dazu zu Preisen, die niedriger sind als seit langem. Den Rohstoffländern wäre nur gedient, wenn sie sich durch verstärkten Absatz dieser Waren nach den Industrieländern sanieren könnten.

#### 6. Argument: Absatzverlust für Exportländer.

Für die Autarkie:

Die Industrialisierung gibt den Neuländern Gelegenheit, ihren industriellen Bedarf im eigenen Land zu decken. Unter diesen Umständen sinken die Chancen für die alten Industrieländer, ihre auswärtigen Absatzmärkte halten und erweitern zu können.

Der unausbleibliche Ausfuhrückgang an Industrieprodukten nimmt ihnen die Möglichkeit, sich Mittel zur Bezahlung ihres Rohstoff- und Nahrungsmittelbedarfs zu schaffen. Dann ist wiederum ein stärkerer Rückgriff auf die — inzwischen vernachlässigte — eigene Landwirtschaft mit einer schweren Umstellungskrise notwendig. Sie bliebe bei rechtzeitiger Vorfrage für Abschluß vom Weltmarkt erspart.

Gegen die Autarkie:

In der Zeit um 1870, vor dem Übergang Deutschlands zum überwiegenden Industriestaat, war das letztemal Gelegenheit, sich darauf zu besinnen. Inzwischen hat sich der Typus der deutschen Volkswirtschaft als Industrie-Exportland bereits in so hohem Grade ausgeprägt, daß der Weg zurück aussichtslos geworden ist. Mindestens würde ein gewaltsames Hinstreben zur Autarkie jetzt die Krise, die man mit dieser Wirtschaftspolitik einst vermeiden wollte, geradezu provozieren.

Vor allem aber ist die Industrialisierung keinesfalls gleichbedeutend mit Verzicht auf Außenhandel. Erfahrungsgemäß weisen gerade industriell



#### Zum neuen Reichsetat.

Es ist eine der Lügen, mit denen die französische Propaganda auf der Reparationskonferenz immer wieder arbeitet, daß Deutschland bedeutend mehr Verwaltungsaufwand treibe als die anderen europäischen Länder. Man vergleicht dabei die deutschen Ausgaben des Reiches in der Nachkriegszeit mit denen der Vorkriegszeit, macht daselbe für Frankreich und England und glaubt so, diese Behauptung „beweisen“ zu können. Es wird dabei verschwiegen, daß die deutsche Verwaltung in der Nachkriegszeit vollständig umorganisiert wurde. Wenn der Etat des Reiches für 1932/33 mit 8,2 Milliarden ausgeglichen ist, so gingen von diesem Betrage die Länderüberweisungen ab, und der reine Finanzbedarf des Reiches beträgt nur 5,81 Milliarden. Von dieser Summe sind nur 950 Millionen, also weniger als der sechste Teil, Ausgaben, die mit den Reichsausgaben im Jahre 1913 in Höhe von 2,4 Milliarden RM. verglichen werden können. Andererseits muß aber das Reich für die direkten Folgen des Krieges, also an inneren und äußeren Kriegslasten, für die Kriegsversorgung und für die durch den Krieg entstandene innere Schuld in einem Jahre noch 2,5 Milliarden aufwenden, dazu 1,5 Milliarden RM., um den durch Krieg und Inflation verelendeten deutschen Volksmassen zu helfen. 1 Milliarde Reichsmark beanspruchen die neuen Aufgaben, die das Reich 1918 übernommen hat, wobei die 358 Millionen, die für Landwirtschaft, Industrie, Handel und Verkehr ausgegeben werden müssen, doch durch die Folgen des Krieges zu einem großen Teile verursacht wurden. Deutschland gibt heute nicht einmal mehr die Hälfte von dem, was es in der Vorkriegszeit für die Wehrmacht brauchte, aus, während die anderen Staaten heute meistens mehr für ihre „Sicherheit“ ausgeben als Deutschland.

hochentwickelte Länder je Kopf der Bevölkerung ganz überdurchschnittlich hohe Ausfuhrziffern auf, und das Hineinwachsen in das höhere Stadium macht somit bei den noch nicht so weit fortgeschrittenen Ländern eine vermehrte Außenhandelstätigkeit wahrscheinlich.

Nicht nur die Versorgung der noch auf tieferer Stufe im Industrialisierungsprozeß stehenden Länder mit Produktionsmitteln schafft den alten Industrieländern fortdauernde Ausfuhrmöglichkeiten. Auch der Ersatzbedarf und die internationale Arbeitsteilung auf dem Gebiet der industriellen Produktion zwingen zu gegenseitiger Inanspruchnahme der einzelnen Volkswirtschaften. Der deutsch-französische und der deutsch-englische Wirtschaftsverkehr ist, obwohl es sich um Wirtschaften annähernd gleichen Typs handelt, bei weitem lebhafter als der mit den einzelnen Balkanländern, genau so wie die „Industrialisierung“ Rheinland und Westfalen nicht industriell autark gemacht hat, sondern in intensiven industriellen Laufverkehrs mit dem übrigen Deutschland stellt.

## Heße gegen den Ruhrbergbau.

Aus der „Deutschen Bergwerks-Zeitung“.

Billige Kohlen braucht die Wirtschaft“ ist ein in dem Familienblatt „Grüne Post“ vom 10. Juli veröffentlichter Artikel über die Haldenbestände an der Ruhr überschrieben, dessen verheerende Tendenz ohne weiteres erkennbar ist. Nach ihm sind nicht so sehr die Weltwirtschaftskrise, die Löhne, die sozialen und öffentlichen Lasten an dem wirtschaftlichen Elend unseres Landes schuld, sondern, wie der Aufsatz verstanden werden muß, die Preispolitik des Ruhrbergbaus. Hierauf sind nach seiner Ansicht auch die Haldenbestände zurückzuführen, die man, wie er meint — gegen jede wirtschaftliche Vernunft —, auf den Markt werfen sollte. Auf niedrige Preise kommt es nach ihm an. „Dann verschwinden die unübersehbaren Kohlen- und Koksberge. Dann wird keine englische Kohle mehr nach Deutschland importiert. Dann wird unsere höhere Leistungsfähigkeit den Exportmarkt erobern und die Arbeitslosigkeit in Deutschland produktiv behoben.“

Der Artikel rechnet mit einem Erlös für die Haldenbestände an der Ruhr von nahezu 170 Mill. RM., allenfalls will er auch mit 120 Mill. RM. zufrieden sein. Eine solche Einnahme würde unserer Grubenindustrie zweifellos gut tun. Leider lassen sich nun aber die Bestände weder jetzt noch in absehbarer Zeit realisieren. Wenn wir sagen, „in absehbarer Zeit“, dann hoffen wir, annehmen zu dürfen, daß der Verfasser des in Rede stehenden Aufsatzes die laufende Förderung nicht einstellen und die in ihr beschäftigten Arbeiter nicht aus ihrer bescheidenen Tätigkeit zur Vergrößerung der Zahl der Arbeitslosen bringen will. Wie er aber 6 Mill. t Koks, die in den Lagerbeständen enthalten sind, zur Zeit entweder auf dem Inlands- oder dem Auslandsmarkt noch neben der laufenden Produktion unterbringen will, sagt er nicht. Koks ist, das sollte er wissen, augenblicklich wenig gefragt, weil es, was seiner Aufmerksamkeit nicht entgangen sein dürfte, der Eisenindustrie kaum schlechter gehen kann, als es ihr zur Zeit geht. Die Roheisenerzeugung ist auf etwa 12 % der normalen Produktion zurückgegangen. Wie der Bergbau sich hiernach finanziell entlasten könnte für eine Lagerware, für die kaum Nachfrage vorliegt, wird niemand einsehen können. Soweit wie der Export für den Absatz in Frage kommt, wird gewiß auf ihn nicht verzichtet. In der Eisenindustrie des Auslandes sieht es aber kaum besser aus als bei uns. Soweit der Absatz von Brechkoks für den Hausbrand in Betracht kommt, werden wir uns hierüber noch später äußern.

Um beurteilen zu können, welcher Erlös aus den Halden zu erzielen wäre, müßte der Artikelschreiber sich diese wohl auch etwas näher nach ihrer Zusammensetzung ansehen. Wir wollen ihm hierbei verraten, daß die Vorräte sich nicht zuletzt dadurch ergeben haben, daß man vermeiden wollte, die Arbeit weiter einzuschränken und die Zahl der Arbeitslosen zu steigern. In dieser Beziehung stellen die Kohlenberge an der Ruhr geradezu ein soziales Denkmal dar. Bei nur einigen primitiven Kenntnissen von den technischen Zusammenhängen im Bergbau müßte der Verfasser wissen, daß, um die laufende Förderung aufrechtzuerhalten, Kohlen mitgefördert werden müssen, für die der Markt keine Aufnahmefähigkeit hat, was durch die schwankende Nachfrage nach gewissen Sorten und bestimmten Korngrößen bedingt ist. Die Kohlförderung besteht nicht aus ohne weiteres marktfähiger Ware; das weiß jeder, der den Grubenbetrieb kennt. In einem am 2. Juli in der Deutschen Bergwerks-Zeitung veröffentlichten Artikel „Um die Verwertung der Kohlenhalden“, schreibt dessen Verfasser ganz richtig: „Sorten-Probleme gibt

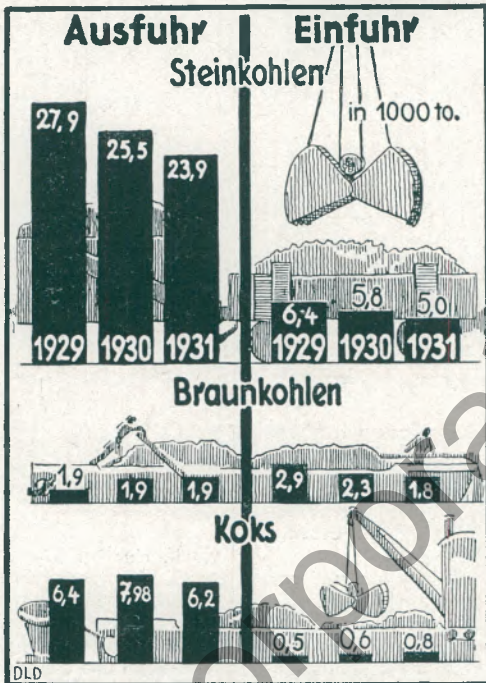
es in anderen Industrien auch. Wenn früher die Heeresverwaltung an eine Luchfabrik einen Auftrag auf Lieferung von Militärtüchern für eine Ulanendivision vergab, so wurde für diese Ware nur besonders langgewachsene Wolle versponnen. Da ein Schafstall aber auch kurze Haare hat, schwoilen die Läger der Weberei in kurzer Woll stark an.“ Ähnlich ist es bei den Zechen. Bei der Stückkohlen- und Rußkohlengewinnung entfällt auch Feinkohle, die bei gutem Koksverbrauch in die Koksöfen geschickt wurde. Daß dies sogar zum Teil bei schlechter Aufnahmefähigkeit des Marktes geschehen ist, sollte den Verfasser des Artikels eigentlich befriedigen. Wollte man trotz der stark verminderten Absatz-

möglichkeit für Koks versuchen, die Lagerbestände zur Zeit abzustossen, so würde das nicht etwa einen finanziellen Erfolg für den Bergbau darstellen, sondern unter Umständen seinen Ruin zur Folge haben, weil einfach jeder einigermaßen lohnende Absatz freier Produktion unmöglich würde. Erfahrungsgemäß folgt auch die Konkurrenz, die sich unter allen Umständen bemüht, Absatz zu schaffen, dem billigsten Angebot, was sie sich unter den viel günstigeren finanziellen Verhältnissen ihrer Erzeugungsländer und ihrer Industrie eher leisten kann als unsere verarmte Wirtschaft. Schon heute unterschreiten in Süddeutschland die Saisonpreise der Ruhr für Brechkoks die normalen Friedenspreise. Der Ruhrbergbau hat hier alles getan, um Koks unterzubringen und um zu verhindern, daß Arbeiter in einer Zeit zur Entlassung kommen müssen, in der praktisch der Hausbrand keinen Bedarf hat. Was aber die Industrie angeht, so hat der Ruhrbergbau für sie trotz seiner eigenen katastrophalen Lage (mehr als 100 moderne Betriebe stillgelegt) ein großes Verständnis gezeigt, was von jedem Sachverständigen ohne weiteres anerkannt wird.

Bedauerlich ist es, daß durch den von keiner Sachkenntnis zeugenden Artikel ein ziemlich umfangreicher Kreis von Lesern falsch unterrichtet und verheßt wird. Selbst wenn der Markt die Halden aufnehmen könnte, würden sie nur einen Bruchteil der Summe einbringen, die der Gewährsmann des Berliner Blattes sich denkt. An Kosten für Ausheben und neues Aufbereiten für den Versand, Qualitätsverlust usw. hat der Verfasser des Artikels wohl auch kaum gedacht. Die „Grüne Post“ darf davon überzeugt sein, daß über diese Bestände sachgemäß so verfügt wird, daß sie der Wirtschaft — und nicht zuletzt der laufenden Arbeit — keinen Schaden zufügen. Sollte das Blatt das Bedürfnis fühlen, der deutschen Grubenindustrie und den arbeitslosen Volksgenossen zu helfen, so kann ihm empfohlen werden, sein Augenmerk auf die großen Kohlenbezüge (vor allem kommunaler Betriebe) aus dem Ausland zu richten, natürlich dabei aber die Tatsache nicht zu vergessen, daß der internationale Warenaustauschverkehr für die Beurteilung dieser Frage Vorlicht erfordert. Diese Auslandsbezüge schwinden nicht etwa, wie der Artikelschreiber glaubt, durch Abstoßen der Halden oder durch billige Preise. Wenn er den Koh-

lenmarkt näher kennt, würde er wissen, daß zur Zeit keine noch so billige Preisstellung das Ausland vom Markt fernhält, wozu die Weltwirtschaftskrise den Anlaß gibt. Noch eins: Als Beweis für die nach seiner Ansicht falsche Preispolitik der Ruhr wird der Preis für Gutförderkohlen vom April 1926 mit 14,87 RM. angeführt und für das Frühjahr 1931 mit 16,87 RM. Während der Preis für April 1926 richtig angegeben ist, betrug er im Frühjahr 1931 15,41 RM. (nicht 16,87 RM.), während er jetzt auf 14,21 RM. steht. Zur Beurteilung der Preisfrage müßte die „Grüne Post“ sich gründlich einmal von sachverständiger Seite unterrichten lassen.

## Der Kohlenaussenhandel Deutschlands



### Der Rückgang des Kohlenaussenhandels unter den Auswirkungen der Wirtschaftskrise.

Zur deutschen Kohlenwirtschaft gehört als wichtiger Aktivposten der Handelsbilanz der Kohlenaussenhandel. Auch er ist unter der Wirkung der internationalen Wirtschaftskrise und der Geldentwertung in verschiedenen Ländern stark zurückgegangen. Die Ausfuhrsziffern auf dem Bilde verstehen sich einschließlich Reparationszahlungen, und es ergibt sich, daß die Ausfuhr von Steinkohle 1931 gegen 1929 um 14 % zurückgegangen ist, die Koksaustrahlung sogar um 41 %. Dieser starke Rückgang der Koksaustrahlung zeigt die internationale Krise in der Eisen- und Stahlindustrie. Die üblen Folgen der Pfundentwertung für den deutschen Kohlenaussenhandel finden in diesen Zahlen noch nicht ihren vollen Ausdruck, weil ja die Entwertung des englischen Pfundes erst im letzten Vierteljahr einsetzte. Wie die Ausfuhr, so ist auch die Steinkohleneinfuhr gesunken, und zwar um 29 % im Jahre 1931 gegen 1929. Die Braunkohleneinfuhr aus der Tschechoslowakei ging um 36 % zurück. Diese Verschiebungen in der Kohlenhandelsbilanz haben die schwierige Wirtschaftslage der deutschen Kohlenwirtschaft stark verschärft.

# Die früheren Männer.

## Franz Dinnendahl

Lischlgeressele und Begründer der Friedrich-Wilhelms-Hütte in Mülheim.

Zur Wiederkehr seines Geburtstages am 20. August und seines Sterbetages am 25. August.



Das war eine Aufregung damals in Essen, als am 13. September 1808 ein großer Dampfkessel von 15 000 Pfund Gewicht, der zur „Feuermaschine“ auf der Zeche Sälzer und Neuack gehörte, auf einem eigens dazu hergerichteten Wagen zu seinem Bestimmungs-orte gefahren wurde. Drei Fuhrunternehmer mußten herangezogen werden, um die notwendigen Pferde — 36 an der Zahl — zusammenzubringen; beim Durchfahren des Linbecker Lozes mußte man das Pflaster aufsteigen, weil der Kessel so hoch war, seitlich hatte man ganze drei Zoll Spielraum; wie gesagt, es war eine furchtbare Aufregung, und noch fünfzig Jahre später erzählten die alten Leute mit großer Begeisterung von dem eigenartigen Schauspiel.

Dieser alles in Staunen versetzende Dampfkessel und die dazugehörige

Dampfmaschine dienten der Wasserhaltung auf der Zeche Sälzer-Neuack und waren das Werk des „Maschinenmeisters“ Franz Dinnendahl, dessen Name immer dann genannt wird, wenn wir der Männer gedenken, die als Pioniere unseres heutigen technischen Zeitalters gelten, und die unbeschadet des persönlichen Vorteils alles daran setzten, auch ihrem Vaterlande die Vorteile des technischen Fortschritts zu vermitteln.

Dinnendahl wurde am 20. August 1775 auf der Horster Mühle bei Steele an der Ruhr geboren und erlernte in einer Dorfschule nützliche Lesen und Schreiben. Mit zwölf Jahren mußte er schon durch Schweinehüten sein Brot verdienen. Da er aber seine Gedanken mehr auf den Bau kleiner Mühlen, Wasserräder, Pumpen und dergl. richtete als auf die ihm anempfohlenen Schweine, so kam es vor, daß er abends mitunter die Hälfte der Herde, die er morgens ausgetrieben hatte, heimbrachte. Damit war nun aber sein Brotherr keineswegs einverstanden und entließ ihn. Dinnendahl wandte sich jetzt dem Bergbau zu und ließ sich mit 16 Jahren als Bergmann einschreiben. Er lernte nun den Kohlenbergbau gründlich kennen, wurde aber nach einigen Jahren von seinem Heim veranlaßt, zur Verwertung seiner „mechanischen“ Veranlagung das Zimmerhandwerk zu erlernen. Innerhalb Jahresfrist hatte er sich die Kenntnisse des Zimmerhandwerks angeeignet und gründete mit einem Vermögen von 16 Pfennigen und gebotenen 15 Talern eine eigene Werkstatt. Er schnitt den Bauern das Holz, fertigte einfache Geräte und baute schließlich Scheunen und Häuser.

In seinen karg bemessenen Freistunden beschäftigte er sich noch immer aus Liebhaberei mit der Herstellung mechanischer Modelle und hatte u. a. sich das Modell einer „Wasserkunst“, das ist einer Wasserhaltungsmaschine, gebaut. Als auf der benachbarten Zeche „Wohlgemuth“ eine neue Wasserkunst zur Bewältigung der überhandnehmenden Wasser gebaut werden sollte, vertraute man Dinnendahl schließlich die Ausführung dieser Maschine an.

Dieser erste Schritt auf dem Gebiete des Maschinenbaues überzeugte Dinnendahl davon, daß zur Herstellung der einzelnen Maschinenteile eine saubere Zeichnung notwendig sei. Er kannte weder Bleistift noch Reißzeug, sondern fertigte die Zeichnungen mit einem Stulor an und zog sie mit der Gänsefeder nach. Erst später lernte er durch einen Rentmeister Reißzeug und ordentliche Zeichnungen kennen und zögerte keinen Augenblick, sich diese Kunst zu eignen zu machen.

Das Jahr 1880 brachte die Entscheidung in Dinnendahls Leben. Auf Zeche „Vollmond“ bei Langendreer wurde damals eine aus Schlesien bezogene Feuermaschine für die Wasserhaltung aufgestellt. Dinnendahl

erhielt den Auftrag, das Maschinenhaus hierzu zu bauen. Es handelte sich um eine „atmosphärische“ Dampfmaschine, die von einem eigens aus Schlesien gesandten Sacharbeiter zusammengefast werden sollte. Dieser machte aber verschiedene Fehler, so daß die Maschine nicht in Gang kam. Dinnendahl, der das Prinzip der Maschine erkannte, machte den Monteur auf seine Fehler aufmerksam, wurde aber barsch zurückgewiesen. Ebenso lehnte die vorgesetzte Bergbehörde Dinnendahls Hilfe ab, bis endlich der Besitzer der Grube, Freiherr von Romberg, auf Dinnendahls Veranlassung eine Untersuchung der Maschine anordnete, die damit endete, daß Dinnendahl beauftragt wurde, die Maschine zusammen mit dem bisherigen Monteur in Betrieb zu setzen. Die Inbetriebsetzung gelang. Das war Dinnendahls zweiter Schritt auf dem Gebiete des Maschinenbaues.

Das selbstbewußte Auftreten Dinnendahls, verbunden mit der glücklich verlaufenen Ausführung einiger Wasserkünste, deren Bau selbst den angesehensten Kunstmeistern viel Kopfzerbrechen bereitet hätte, lenkte die Aufmerksamkeit technischer Kreise auf sein Können und war sogar die Veranlassung, daß man Dinnendahl schließlich den Bau von „Feuermaschinen“ übertrug. Wenn auch bedeutende Sachleute es für unmöglich hielten, daß ein einfacher Zimmergeselle eine Feuermaschine verfertigen könne, so tat Dinnendahl mit dem ihm eigenen Wagemut und zäher Ausdauer den dritten Schritt und begann den selbständigen Bau von Dampfmaschinen.

Die Schwierigkeiten, die sich dem Maschinenbau damals entgegen setzten, waren ungeheuer groß. Das Blech für die Kessel war ungleichmäßig und kaltebrüchig, das Gießen und auch das Ausbohren des Zylinders machte viel Sorge, mancher Zylinder mußte mehrmals gegossen werden, ehe er befriedigte; eine Zylinderbohrmaschine hatte Dinnendahl nie gesehen, er baute sie nach eigenen Plänen auf. Zu diesen technischen Schwierigkeiten kamen jene, die die Bergrevierbeamten ihm glaubten machen zu müssen. Aber Dinnendahl setzte sich schließlich in allem durch.

Die erste ganz von Dinnendahl gebaute Dampfmaschine kam im Jahre 1803 auf Zeche „Wohlgemuth“, der gleichen Zeche in Betrieb, auf der Dinnendahl seinerzeit die Wasserkunst gebaut hatte. Die Maschine machte 10 bis 18 Hübe in der Minute und förderte je Hub etwa 3 Kubikfuß (rund 90 l) Wasser auf eine Höhe von 18 m. Im nächsten Jahre wurde auf dem Bleibergwerk Diepenlinchen zu Aachen eine weitere Maschine aufgestellt, die insofern bemerkenswert war, als sie den Übergang von der atmosphärischen zur Wattischen Dampfmaschine darstellte. Dinnendahl hatte diese auf der Saline zu Königsborn gesehen und glaubte nach einstündigem Studium das Prinzip der Maschine soweit zu verstehen, daß er sie nachzubauen in der Lage war. Aber er wollte seinen Ruf nicht leichtsinnig aufs Spiel setzen und baute daher die Aachener Maschine zunächst als atmosphärische Maschine, und nachdem sie einige Zeit als solche gelaufen war, änderte er sie in der geplanten Weise um. Mit größter Freude konnte dann Dinnendahl feststellen, daß die Maschine auch nach dem neuen Prinzip einwandfrei arbeitete.

Zu den bedeutendsten Aufträgen, die Dinnendahl je erhalten hatte, gehörte wohl die Wasserhaltungsmaschine für die Zeche Sälzer und Neuack, aus deren Kessel gleichzeitig eine Fördermaschine gespeist wurde. Die Wasserhaltungsmaschine machte 5 bis 15 Hübe in der Minute und schaffte je Hub etwa 7½ Kubikfuß (220 l) Wasser auf 45 m Höhe. Die Fördermaschine förderte in etwa einer Minute einen Wagen von 250 bis 350 kg Gewicht aus 45 m Tiefe. Diese Maschinenanlage verarbeitete den Ruf Dinnendahls als Kunstmeister und festigte sein Ansehen, so daß auch Napoleon ihn heranzog, um von seinen technischen Kenntnissen Gebrauch zu machen.

Bisher hatte Dinnendahl seine Fußstüße von der Gutehoffnungshütte bezogen. Als diese, die Zukunft der Dampfmaschine erkennend, im Jahre 1829 dazu überging, selbst Maschinen zu bauen, sah Dinnendahl sich veranlaßt, gemeinsam mit seinem Bruder Johann Gießereien in Mülheim an der Ruhr und Huttrop bei Steele anzulegen. Aus der erstgenannten Gießerei entstand später die Friedrich-Wilhelms-Hütte, die heute den Vereinigten Stahlwerken gehört. Im Jahre 1821 wurde seine Maschinenfabrik in Essen durch Feuer zerstört; er vereinigte sie fortan mit der Gießerei in Huttrop. Der Höhepunkt seines geschäftlichen Erfolges war damals schon überschritten. Neben dem je länger je mehr sich bemerkbar machenden Wettbewerb und dem damit verbundenen Rückgang der Aufträge war es hauptsächlich seine starke Beteiligung an der Zeche Kunstwerk, die einen großen Teil seines fauer erworbenen Vermögens verschlang, so daß ihm zu größeren Unternehmungen das Betriebskapital fehlte. Diese mißlichen wirtschaftlichen Verhältnisse wirkten auf sein Gemütsleben. Vergrämt und arm beschloß er am 25. August 1826 sein arbeitsreiches Leben. Der Kreis war geschlossen.

Literatur: Dörbig, Walthar: Unternehmergestalten aus dem rheinisch-westfälischen Industriegebiet. Jena 1929. B.B.d.Z. 47 (1903) S. 585/92; Essener Zeitung 1863, Nr. 1 bis 5.

# Technische Gedenktage.



Julius Weisbach.

\* 10. 8. 1806. † 24. 2. 1871.

Nach Ruhlmann, M.: Vorträge a. d. Gesch. d. techn. Mechanik u. theoret. Maschinenlehre I. 5. Leipzig. 1885.

10. 8. 1806 wurde Julius Ludwig Weisbach geboren. Er studierte in Freiberg das Bergfach und trieb später noch mathematische und naturwissenschaftliche Studien in Göttingen und Wien. 1833 erhielt er den Lehrstuhl für angewandte Mathematik und Bergmaschinenlehre an der Freiburger Bergakademie, wozu später noch Markscheidkunst, Kristallographie, darstellende Geometrie und Maschinenbau kamen. Weisbach verstand es meisterhaft, technische Fragen durch mathematische Untersuchungen zu lösen. Bahnbrechend waren seine Forschungen über Hydraulik. Unter seinen Werken sei nur das Hauptwerk „Lehrbuch der Ingenieur- und Maschinenmechanik“ genannt.

15. 8. 1859. Geburtstag von Max Garny. Im Jahre 1895 zum Leiter der Abteilung für Baustoffprüfung der Mechanisch-Technischen Versuchsanstalt, dem heutigen Materialprüfungsamt, berufen, ist es Garnys Verdienst, die Prüfung auf diesem Gebiete nach neuen Grundsätzen in vorbildlicher Weise ausgestaltet zu haben. Wichtig sind Garnys Untersuchungen auf dem Gebiete des Betons und Zements. Für die Hochöfenwerke sind seine Vergleichsversuche mit Hochöfen- bzw. Eisenportlandzement und anderen Zementarten bedeutsam geworden.

29. 8. 1867 hielt Eugen Langen im Kölner Bezirksverein deutscher Ingenieure einen Vortrag über die erste marktfähige atmosphärische Gasmaschine von Otto und Langen, die im gleichen Jahre auf der Pariser Weltausstellung zu sehen war und dort großes Aufsehen erregte, weil sie je Pferdekraftstunde nur etwa 0,9 bis 1 cbm Gas verbrauchte gegenüber 2,8 cbm der Maschine von Lenoir und 3,2 cbm der Maschine von Hugon. Auf Grund dieser günstigen Betriebsverhältnisse erhielt die Otto-Langensche Gasmaschine die goldene Medaille der Pariser Weltausstellung.

21. 8. 1822. Geburtstag von John Fritz. Als Farmerssohn deutscher Abstammung lernte er in Chester County (Pennsylvanien) nur lesen und schreiben; dann mußte er seinen Eltern bei den verschiedenen landwirtschaftlichen Arbeiten helfen. Am liebsten hantierte er mit dem Werkzeugkasten, wenn es galt, auf der Farm kleine Reparaturen auszuführen. Mit 16 Jahren kam er in eine Reparaturanstalt für landwirtschaftliche Maschinen in die Lehre und mit 20 Jahren gelang es ihm, als Arbeiter in einem neuerrichteten Puddel- und Walzwerk in Norristown (Pa.) anzukommen, wo er bald die Aufsicht über die gesamten Maschinen erhielt. Er fand die Konstruktionsfehler und Mängel, die er im Laufe der Zeit abstellen konnte. So rückte er nach und nach zum Leiter des gesamten Werkes empor. Ende der vierziger Jahre trat er zur Erweiterung seines Gesichtskreises in ein neu errichtetes Hochöfen- und Schienenwalzwerk in Cafe Harbour ein. 1854 wurde er zum Leiter der Cambria Iron Works in Johnstown berufen. Das war der Wendepunkt in seinem Leben. In den sechs Jahren, die John Fritz hier wirkte, machte er aus dem technisch und wirtschaftlich schlecht arbeitenden Werke einen Musterbetrieb. Hier baute er das erste Trio-Walzwerk. Als das Werk abbrannte, gelang es seiner Energie, die Maschinen in 30 Tagen wieder in Gang

zu bringen; Mauern und Dächer wurden erst später errichtet. 1860 siedelte er zur Bethlehem Iron Co. über, der fortan seine ganze Arbeitskraft galt. Aus kleinen Anfängen schuf er hier ein gewaltiges Unternehmen. Das Bessemer- und Siemens-Martin-Verfahren wurde Ende der sechziger Jahre eingeführt; 1873 baute er ein Trio-Bloßwalzwerk, in den achtziger Jahren ein Panzerplattenwalzwerk und eine Kanonenfabrik. Im Alter von 88 Jahren machte er noch den Entwurf für ein großes Ingenieurlaboratorium. Kurz vor seinem Tode gab er seine Selbstbiographie heraus, die zu den bemerkenswertesten Büchern der Geschichte des Eisens in Amerika zählt.

24. 8. 1832 starb zu Paris Nicolas Leonhard Sadi Carnot. Er war zunächst Ingenieuroffizier, trieb dann aber naturwissenschaftliche Studien und beschäftigte sich besonders mit der Thermodynamik. Seine wichtigste Schrift sind die „Betrachtungen über die bewegende Kraft des Feuers“ (Paris 1824), worin er noch die Ansicht der stofflichen Natur der Wärme vertritt. Aus seinen hinterlassenen Aufzeichnungen wissen wir aber, daß er sich auf dem besten Wege befand, die gegenseitige Umwandelbarkeit von Wärme und Arbeit zu entdecken. Carnots Arbeiten wurden zunächst wenig beachtet; erst Clapeyron machte sie weiteren Kreisen bekannt.

28. 8. 1863. Todestag des Chemikers Emilhard Mitscherlich. Er studierte in Göttingen Naturwissenschaften und vor allem Chemie und entdeckte den Isomorphismus, das ist die Eigenschaft, daß chemisch verschiedene zusammengesetzte Körper in gleichen oder ähnlichen Formen kristallisieren können, und weiter den Dimorphismus, Formverschiedenheit bei gleicher Zusammensetzung. An diese Arbeiten schlossen sich Untersuchungen über die Metallurgie des Kupfers und über organische Verbindungen. Nachdem er im Jahre 1825 den Lehrstuhl Lavoisiers an der Berliner Universität eingenommen hatte, galt sein Hauptinteresse der Lösung metallurgischer und geologischer Probleme, wie z. B. der Veränderung der Erdoberfläche, Entstehung der Vulkane, von Geisern, Mineralquellen und Erzgängen. Bemerkenswert ist sein „Lehrbuch der Chemie“ insofern, als hier zum ersten Male Holzschnitte für die bildlichen Darstellungen benutzt sind.

29. 8. 1779 Geburtstag von Johann Jakob Berzelius. Zunächst Mediziner, wandte er sich bald der Chemie zu, um deren Entwicklung er sich große Verdienste erworben hat. Er bestimmte viele Atomgewichte, klassifizierte Mineralien, entwickelte die Gesezmäßigkeiten der Elektrolyse, verbesserte die Analyse, führte das Lötrohr ein, entdeckte Selen, Thorium und Zr und stellte Barium, Kalzium und Strontium zum ersten Male rein dar.

31. 8. 1751 starb zu Stockholm Christopher Polsern, ein großes technisches Genie. Er erhielt nur eine dürftige Schulbildung, bereicherte sich aber durch Selbstunterricht für den Besuch der Universität in Uppsala vor, wo er Mathematik, Physik und Mechanik studierte. Durch die gelungene Ausbesserung der astronomischen Uhr in Uppsala lenkte er zum erstenmal die Aufmerksamkeit auf sich. 1690 baute er eine stark vereinfachte Förderanlage für Gruben. Einige Jahre später wurde er Bergwerksmechanikus in Salau, wo er zahlreiche maschinelle Einrichtungen schuf. 1700 wurde er zum „Kunstmeister“ ernannt und baute als solcher eine Anzahl Wasserkünfte, Bergwerksanlagen u. dgl. mehr. Starke Bindungen hatte er zum Harzer Bergbau, den er eingehend studierte. Polsern war das Urbild des praktisch schaffenden Ingenieurs; seine Schöpfungen waren von genialer Einfachheit.

31. 8. 1841 wurde in Wetter Heinrich Kamp geboren. Er war der Sohn von Hermann Kamp, der gemeinsam mit Friedrich Hartfort auf der Burg zu Wetter die erste Maschinenfabrik im neuzeitlichen Sinne gründete. Heinrich Kamp arbeitete auf dem väterlichen Hüttenwerk praktisch und studierte auf der Technischen Hochschule zu Berlin. Später war er auf verschiedenen Werken tätig und wurde 1874 an die Spitze der Westfälischen Union in Hamm in Westf. berufen, wo er die Drahtherstellung neuzeitlich ausgestaltete. U. a. führte er hier die erste amerikanische Drahtstraße ein. Als die Westfälische Union im Jahr 1898 mit dem „Phoenix“ verschmolzen wurde, übernahm Kamp die Leitung des letzteren. Er hat in den zehn Jahren, in denen er diesem Werke vorstand, die Anlagen nicht nur von Grund aus technisch umgestaltet, sondern auch wirtschaftlich auf eine breitere und festere Basis gestellt. Fällt doch in diese Zeit die Vereinigung des Hoerder Bergwerks- und Hütten-Bereins sowie des Steinkohlenbergwerks Nordstern mit dem „Phoenix“. Kamp gehörte zu jenen Männern, die an der großartigen Ausgestaltung der deutschen Eisenindustrie in der Vorkriegszeit großen Anteil hatten.

Der Hochofen versucht, sich dem Absatz anzupassen. — Rationelle Fließarbeit im Drahtwalzwerk. — Neue Wege in der Kohlenstaubfeuerung. — Jeder sein eigener „Ätherweller“. — Wetterbeeinflussung durch Elektrizität.

Will die Technik denn gar nicht aufhören fortzuschreiten? So hört man heute oft genug die Zaubertechnikler fragen, die jetzt aus Angst vor der Überproduktion Stillstand, wenn nicht gar Rückschritt wünschen. Nein, die Technik wird nicht stillstehen, solange es Menschen gibt, die hoffen, wünschen und arbeiten. Allerdings kann sie ihre Entwicklungsrichtung ändern. Galt im Hochofenbetrieb früher die Steigerung des Roheisendurchsatzes als technischer Fortschritt, so ist heute das Streben darauf gerichtet, möglichst wenig Eisen aus dem Hochofen herauszubekommen, ohne ihn auszublasen. Im Ruhrbezirk möchte man mancherorts am liebsten den Hochofen nur als Gaserzeuger betreiben, weil man zur Gaslieferung vertraglich verpflichtet ist. Hier zeigen sich die Nachteile der früher als Zeichen wohlorganisierter Ausnützung begrüßten Verbundwirtschaft. Denselben Weg — den Durchsatz des Hochofens zu vermindern — geht auch Amerika. Dort hat man versucht, den Hochofenbetrieb regelmäßig zu unterbrechen, um etwa täglich nur acht Stunden lang Eisen zu erblasen. Die Versuche ergaben dabei ein Eisen guter, gleichmäßiger Qualität. Dies mag man nun wirtschaftlich als einen Rückschritt betrachten; technisch kommen darin die vertieften Erkenntnisse über die Vorgänge im Hochofen zur Geltung. Und daraus wird man auch in normalen Zeiten Vorteil ziehen, um den Durchsatz des Hochofens der schwankenden Nachfrage anzupassen.

Die Fließarbeit hat, wie man sieht, eine recht schlechte Konjunktur. Wenn man jetzt noch von der Handarbeit zur selbsttätigen, kontinuierlichen Betriebsweise übergehen soll, dann müssen schon zwingende technische Gründe vorliegen. Um 3. schwere Bunde für die Drahtziehereien zu erzeugen, hat die Demag für ein deutsches Hüttenwerk hinter die kontinuierlichen Vorstufen eines offenen Drahtwalzwerks noch zwei kontinuierliche Fertigstufen eingebaut. Bisher konnte man nur Bunde von 85 kg erzeugen, weil das Walzen eine gewisse Zeit nicht überschreiten darf; sonst kühlt das Walzgut zu stark ab, und es treten bei der Echlingbildung zu große Temperaturunterschiede auf, die Ungleichmäßigkeit der Qualität zur Folge haben. Dadurch, daß nun das Umstellen des Walzgutes von Gerüst zu Gerüst nicht mehr von Hand zu geschehen braucht, kann die Walzgeschwindigkeit auf 23 m in der Sekunde erhöht werden. Nun erhält man Bunde von 200 kg.

Ein wirklich raumgreifender Fortschritt ist bei der Kohlenstaubfeuerung erzielt worden. Auch in den letzten Jahren hatte die Kohlenstaubfeuerung insbesondere bei Großkesselanlagen schon an Boden gewonnen. Nunmehr ist es gelungen, durch einen Kof aus feuerfesten Platten, in dem zahlreiche Luftdüsen angebracht sind, Kohlenstaub zu verfeuern, d. h. Staub, der durch Windfichtung bei der Kohlenaufbereitung gewonnen wird. Die feinen Anteile des Staubes verbrennen in der Schmelze, das gröbere Korn bis etwa 4 mm fällt bereits glühend auf den Düsenrost und wird durch die von unten eintretende Luft in kürzester Zeit verbrannt. Die Luft wirkt dabei gleichzeitig abkühlend auf die Schlacke, so daß ein Zusammenfließen der Schlackenteile vollkommen verhindert wird. Man spart auf diese Weise die Mahlkosten, die bisher einen wesentlichen Faktor in der Wirtschaftlichkeitsberechnung der Kohlenstaubfeuerung bildeten, vollkommen ein. Ohne die Amortisation auf die Anlagekosten macht das etwa 1,50 M. je Tonne aus. Hinzu kommen die Kosten für die Amortisation der Mahlanlage, die für größere Kesselhäuser mehrere hunderttausend Mark kosten. Für den Ruhrbergbau ist die Kohlenstaubfeuerung deswegen von so großer praktischer Bedeutung, weil sie den Zwang zur Verkokung vermindert. Man kann einen erheblich größeren Teil der Feinkohle der Kohlenstaubfeuerung zuführen. Der Rohstaub läßt sich leicht transportieren, auch ohne Spezialwagen, und erweitert damit die Absatzmöglichkeiten für Staubkohle. Wichtig ist dabei ferner, daß sich bestehende Feuerungsanlagen leicht umbauen lassen auf Düsenrostaubfeuerung. Das neue Verfahren ist von den Stinnesgebrüder entwickelt worden, und dort sind bereits fast alle Kessel auf die Kohlenstaubfeuerung umgestellt. Sowohl Wanderrostanlagen wie Glammrohrkessel sind auf Düsenrostaubfeuerung eingerichtet worden. Die Ersparnisse, die sich daraus errechnen, belaufen sich jährlich auf über 300 000 M. Es liegen also bereits hinreichende praktische Erfahrungen vor.

Vor einigen Jahren wurde von Theremin eine ganz neuartige Musik vorgeführt, die man seinerzeit als Ätherwellenmusik bezeichnet hat. Das Verfahren bestand darin, daß ein kleiner Radiosender auf einen zweiten einwirkt und dadurch einen Ton erzeugt. Die Tonhöhe wurde von Theremin dadurch verändert, daß er dem stabförmigen Abstimmorgan

des einen Senders die Hand näherte oder sie davon entfernte. Die verschiedenen Stellungen der Hand zu diesem Stab ergaben wunderbare, weite Töne, die die ganze Skala von den tiefsten bis zu den tiefsten umfassen. Auf der Funkausstellung in Berlin wird nun zum ersten Male eine Einrichtung vorgeführt, die jedem Rundfunkhörer die Ausübung dieser Ätherwellenmusik ermöglicht. Er bedarf dazu nur eines kleinen Vorsatzgerätes zu seinem Radioreceiver. Das Zusatzgerät enthält einen kleinen Sender und trägt als Abstimmorgan einen Metallstab. Durch Bewegen der Hand in einem Abstand von 50 bis 2 cm von dem Stab läßt sich mit Radioapparat und Lautsprecher unsere ganze Tonkala erzeugen. Weitere Vorrichtungen ermöglichen es, die Klangfarbe noch beliebig zu formen, so daß man alle möglichen Instrumente nachahmen kann. Das neue Verfahren hat dadurch ein besonderes Interesse, weil es an die Stelle des passiven Anhörens der durch Radio übertragenen Musik wieder eine aktive Ausübung der Musik setzt. Die Kompositionen dafür müssen allerdings wohl erst geschaffen werden.

Bereits früher wurde berichtet über Versuche, die in Schleswig-Holstein unternommen wurden, zur Beeinflussung des Wetters. Nunmehr scheinen diese Versuche doch zu einem praktischen Erfolg zu führen, wenn auch zunächst in einem viel bescheideneren Rahmen. Am Meteorologischen Institut der Universität Hamburg hat Prof. Wigan in Verbindung mit der Deutschen Seewarte und unterstützt vom Reichsverkehrsministerium und der Gemeinschaft der Deutschen Wissenschaft erfolgreiche Versuche durchgeführt, den Nebel durch Elektrizität zu beseitigen. Man hat nämlich festgestellt, daß bei Nebel die elektrische Raumladung der Atmosphäre so groß ist, daß das Zusammenfließen der feinen Wassertropfen zu größeren Regentropfen verhindert wird. Prof. Wigan hat nun mittels eines großen Zerstäubers Wasserstaub in den Nebel hineingeblasen, der elektrisch hoch geladen war, und zwar mit der entgegengesetzten Ladung wie der Nebel selbst. In einzelnen Fällen gelang es, die Nebeldichte um 90 % zu vermindern. Vorläufig ist es allerdings nur auf Entfernungen von wenigen Metern möglich gewesen, die Nebel zu lichten, da nur primitive Apparate zur Verfügung stehen. Praktische Erfolge scheinen aber möglich. Schon eine Landegasse von einigen hundert Metern Länge und 100 bis 200 Meter Höhe würde für den Luftverkehr eine ganz wesentliche Verminderung der Gefahren des Nebels bedeuten.

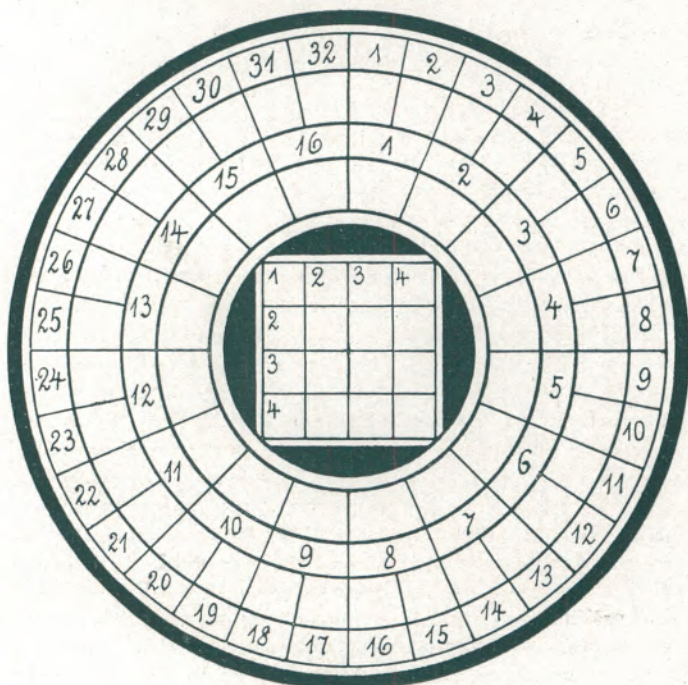
Die ultravioletten Strahlen werden in Gestalt der künstlichen Hörsinnen in steigendem Maße zur Heilbehandlung verwendet. Es hat sich dabei herausgestellt, daß die Empfindlichkeit der verschiedenen Menschen sehr unterschiedlich ist und dadurch immer noch leicht Verbrennungen vorkommen. Man hat nun ein Meßinstrument konstruiert, das eine Messung der ultravioletten Strahlen gestattet. Verwendet wird dazu eine farblose Flüssigkeit, die sich unter dem Einfluß der ultravioletten Strahlen rot färbt, im Dunkeln sich dann aber wieder entfärbt. Je länger die Belichtung oder je stärker die Strahlung, um so intensiver wird die Rotfärbung. Das Röhrchen, das die Meßflüssigkeit enthält, ist etwa 12 cm lang, und man beobachtet durch die ganze Flüssigkeitssäule hindurch, so daß auch schon sehr geringe Rotfärbungen gemessen werden können. Vor das Köpfende des Röhrchens bringt man verschieden stark grüngelbte Gläser und kann damit die Färbung genau messen, denn jede Rotfärbung findet unter dem Grün die Komplementärfarbe, die grau ergibt. Man kann mit dem Gerät auch die natürliche Ultraviolettstrahlung des Sonnenlichtes messen, die bekanntlich mit dem Staubgehalt und anderen klimatischen Faktoren sehr stark schwankt. Man muß bei den verschiedenen Menschen zunächst die individuelle Ultraviolettsempfindlichkeit feststellen, dann kann man das Meßgerät für alle Lichtquellen verwenden.

Auch der Film muß heute sparen, und man hat deshalb schon seit langem versucht, teure Reisen und Aufbauten dadurch zu ersparen, daß man die Handlung vor einem geeigneten Landschaftsfilm spielen ließ. Die Schwierigkeit bestand darin, diese Lichtbilder so lichtstark zu machen, daß sie auch in dem endgültigen Film mit den natürlichen Lichtunterschieden wiedergegeben wurden. Bisher gelang das nicht, der Hintergrund war grau in grau und deshalb langweilig und eintönig. Auch hier hat nun das ultraviolette Licht unerwartet Hilfe gebracht. Man verwendet als Hintergrund eine weiße Leinwand und projiziert darauf den Landschaftsfilm. Diese Projektion erfolgt von rückwärts, und zwar mit einer Ultraviolett-Lampe. Dadurch erreicht man die gewünschte kräftige Einwirkung auf den Filmbstreifen und erhält so auf billige Weise einen strahlend hellen und kontrastreichen Hintergrund.

Fulcor.

# Der Nussknacker

## Buchstabenrätsel mit magischem Quadrat.



In jedes freie Feld ist ein Buchstabe zu setzen. Die Buchstaben bilden in beiden Kreistringen Wörter von folgender Bedeutung:

a) im äußeren Ringe: 1—5 Teil vieler Schiffe, 2—5 Ringelwurm, 3—6 Farbe, 4—7 deutscher Strom, 6—10 Reinigungsgerät, 8—12 oberste Behörde in den Hansestädten, 10—14 Provinz in Südafrika, 12—14 Erdsenkung, 12—16 Amtskleid, 13—15 Stadt in Neutalien, 15—18 Fluß in Mittelitalien, 17—21 Mündungsarm der Weichsel, 20—24 Kartenwerk, 23—27 Erdteil, 26—30 Verwandter, 28—32 Maurerwerkzeug, 29—32 altes Längenmaß, 31—2 Weinernte;

b) im inneren Ringe: 1—5 inneres Organ, 2—5 männliches Schwein, 3—8 deutsche Großstadt, 6—10 Hüllensfrucht, 7—11 Land im Wasser, 9—12 Musikzeichen in den Psalmen, 11—15 Bewohner des nördlichen Norwegen, 14—2 Schmuckstück, 13—2 Laubbaum;

c) im magischen Quadrat: 1. Paradiesbewohner, 2. Brettspiel, 3. Nährmutter, 4. Gewässer.

## Erinnerung.

Von Friedrich Frank.

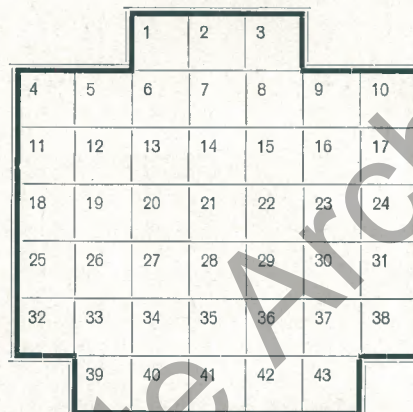
Von schönen Zeiten soll die Zwei-vier sein,  
heiß überkommt mich die Erinnerung —  
ach, damals war ich noch so selig jung,  
und heute bin ich einsam und allein.

Ich hatte einst ein Lieb; nun hab' ich keins.  
Ein Sommerabend war's — wie weh wird mir —  
es blühte wundermild die Zwei-eins-vier,  
der süße Duft umwehte die Drei-eins.

Ich habe meinem Lieb in jener Nacht  
die letzte Eins-zwei-drei-vier dargebracht;  
ich sagte ihr „den Fuß von drei mit vier“,  
und dann verließ ich sie — wie weh wird mir!

## Karreerätsel.

Gefällig geschüßt.



Jede Zahl der zu erratenden Wörter entspricht einem Buchstaben, der in das mit der gleichen Zahl bezeichnete Karree einzutragen ist. Die Buchstaben, von 1 bis 43 fortlaufend gelesen, ergeben ein arabisches Sprichwort.

Bedeutung der einzelnen Wörter:

- |                             |      |    |    |    |    |
|-----------------------------|------|----|----|----|----|
| 1. Amerikanischer Erfinder  | 2. 9 | 27 | 21 | 11 | 8  |
| 2. Nebenfluß der Donau      | 18   | 6  | 23 | 12 |    |
| 3. Asienforscher            | 17   | 10 | 29 | 34 | 13 |
| 4. Krötenart                | 7    | 28 | 32 | 14 |    |
| 5. Industrielle Vereinigung | 25   | 3  | 22 | 21 | 31 |
| 6. Tiroler Freiheitsheld    | 24   | 11 | 4  | 16 | 5  |
| 7. Rheinisches Gebirge      | 19   | 27 | 15 | 30 | 18 |
| 8. Verletzung               | 1    | 41 | 35 | 43 | 33 |
| 9. Zinsenempfänger          | 20   | 36 | 37 | 25 | 42 |
| 10. Gepäckstück             | 32   | 11 | 26 | 38 | 2  |
|                             |      |    |    |    | 39 |

## Typenrätsel.

Von Walter Jenzsch.

c-e-h-i-l-o-r-f.

Aus diesen 8 Buchstaben typen bilde man 11 Wörter folgender Bedeutung, wobei die Typen mehrfache Verwendung finden.

1. Gewerbetreibender, Handwerker (6 Buchstaben),
2. Element (5),
3. Geldfrucht (5),
4. Sternbild (5),
5. Sinnesorgan (3),
6. Sitzgelegenheit (6),
7. Teil des Fußes (5),
8. altes Längenmaß (4),
9. Bahnfahrt (5),
10. Gemeinschaft (3),
11. Regenbogenhaut (4).

Die Anfangsbuchstaben der richtigen Wörter nennen im Zusammenhang eine Werkstätte.

## Fast überall.

Ich bin in Dorf, in Stadt und Land,  
Im Süden, Norden allbekannt.  
Und jedes Glied, und jedes Ding  
Hat mich, und wär's noch so gering.

Im Dienst bin stets der Erste ich.  
Doch stehe unabänderlich  
Ich stets am Ende jeder Schuld.  
Auch fast man oft mich in Geduld.

## Schwarze Kunst.

Gruppe A: Dnn - Eis - Hand - Lee - Schrift - Tier - Wal.  
Gruppe B: ekler - lauf - mit - nach - reis - teller - teufel.

Aus je einem Wort der Gruppe A und der Gruppe B ist ohne Rücksicht auf die vorstehende Reihenfolge ein neues Wort zu bilden, indem man einen Buchstaben als Verbindungsglied einfügt, z. B. Feder-h-alter. Die eingefügten Buchstaben ergeben, der Reihe nach gelesen, eine bekannte technische Zeitschrift. Die Wörter bedeuten: 1. deutscher Komponist; 2. Sprengstoff; 3. Literat; 4. Gewerbetreibender; 5. Stadt in Thüringen; 6. Arbeit des Motors ohne Belastung; 7. astronomischer Begriff.

## Silbenrätsel.

Aus den Silben:

an - bat - chau - cho - de - di - dor - e - ein - er - feld - go - guß - hai  
hef - in - it - it - kron - land - laf - lei - lo - lot - mo - ner - ni - os  
per - re - tie - schang - schi - se - ser - stein - te - tem - tro sind 15 Wörter  
von nachstehender Bedeutung zu bilden, deren Anfangs- und Endbuch-  
staben, von oben nach unten gelesen, den Ausspruch eines berühmten  
Mannes ergeben. Die Wörter bedeuten:

1. deutscher Flugzeugkonstrukteur; 2. Farbstoff; 3. Tiefenmeßgerät;  
4. berühmter Segelflieger; 5. Diffusion; 6. Mitarbeiter von Siemens;  
7. Rheinfelsen; 8. berühmter Physiker; 9. englisches Dominion; 10. deutsche  
Werft; 11. Gußverfahren; 12. Sitz der Erdwerke; 13. Startvorrichtung;  
14. Stadt in China; 15. Stromspeicher.

## Lösungen aus dem Juliheft.

### Kreuzworträtsel mit magischem Quadrat.

#### I. Kreuzworträtsel:

a) Waagrecht: 4. Beet. 6. Ate. 8. Stab. 10. Alm. 11. Ostende.  
14. Met. 15. Ara. 16. Jnn. 18. Jfa. 20. Nonne. 21. Mal. 23. Arm.  
25. Pol. 26. Rm. 27. Ta. 29. Saale. 30. Loens. 31. dd. 32. Ni.  
33. Che. 35. Ma. 37. Gnu. 38. Birne. 41. Hul. 43. Tau. 45. Lat.  
47. Eli. 49. Breslau. 52. Ode. 53. Blut. 54. See. 55. Solo.

b) Senkrecht: 1. Sem. 2. Stein. 3. Ham. 4. Blei. 5. Lor. 6. Al. L.  
7. en. 8. Cen. 9. Beil. 12. San. 13. Die. 15. Mar. 17. Rao. 19. Sa-  
maden. 22. Altenau. 24. Miene. 25. Polka. 26. Rad. 28. Ani. 34. Hut.  
36. Lat. 37. Gelb. 38. Bur. 39. Rafen. 40. Eta. 42. Lido. 44. Abt.  
46. Aus. 48. Jlm. 50. Es. 51. Le. 52. Oim.

#### II. Magisches Quadrat:

1. Samos. 2. Aroma. 3. Mosel. 4. Omega. 5. Salat.

### Versteckrätsel.

Wenn Lügen Haare wären,  
Wir wären rauh wie Bären.

### Geheimchriftsprätsel.

Laßt uns Deutsche sein und bleiben:  
Deutscher Handschlag steht uns wohl!  
Was wir denken, reden, schreiben,  
Das sei deutschen Herzens voll!

Wilhelm Gleim.

Schlüssel: 1. Brandenburg. 2. Vesuv. 3. Stockholm. 4. Weizen.

### Edwörterrätsel.

Wunde, Schwert, China, Base, Mus, Sonde, Nil, Raub, nie, Geld,  
Lied, Lenz, Sender, Ganges, Winter.

Die sind am schwersten von allen zu tragen,  
Die Wunden, die wir uns selber geschlagen.

Denken Sie an den ...

## Lichtbildwettbewerb

für Besucher des Teutoburger Wald-Erholungsheims?

Geld- und Bücherpreise winken für die schönsten  
Aufnahmen aus der näheren und weiteren Um-  
gebung des Teutoburger Wald-Erholungsheims  
(Teutoburger Wald, Weserbergland, Wesertal usw.).

Die genaue Ausschreibung kann durch die Schriftleitung der Zeit-  
schrift „Das Werk“ oder durch die Verwaltung des Erholungsheims  
bezogen werden.

## Die Quelle.

Der Leitartikel „Vom deutschen Wesen“ ist mit freundlicher Geneh-  
migung des Insel-Verlages, Leipzig, dem im Jahre 1926 erschienenen  
Buch von Karl Scheffler: „Zeit und Stunde“, Neue Essays, ent-  
nommen. Der 150 Seiten starke Band enthält 28 kurze Aufsätze und  
kostet in Ganzleinen 4,05 RM.

Der (von uns etwas gekürzte) Vortrag „Zeitenwende“ von Pastor  
Arel Werner Kuhl bildete den Auftakt zu der diesjährigen Hauptver-  
sammlung des Verbandes „Deutsche Frauenkultur E. V.“. Aus den Eröff-  
nungsworten der Tagung durch die Vorsitzende des Verbandes seien nach-  
stehende beachtenswerte Sätze zitiert:

„Der Leitgedanke, den wir für unsere Tagung gewählt haben, heißt:  
„Das deutsche Schicksal und unsere Aufgabe“. Wir wollen prüfen, wie weit  
wir bisher an dem großen Ringen unseres Volkes teilgenommen haben,  
bewußt oder unbewußt, und wollen versuchen, zu erkennen, welche Wege  
wir weiterhin zu gehen haben, welcher Platz uns zugewiesen ist, nicht nur  
in dem Ringen unseres Volkes, sondern auch in dem großen geistigen Ge-  
schehen unserer Zeit. — So haben wir auch den Vortrag „Zeitenwende“  
unserer Aussprache vorangestellt, weil es uns wertvoll erschien, aus be-  
rufenem Munde eine Betrachtung über die geistig-seelische Entwicklung,  
über die große Wende zu hören, die sich auf geistig-seelischem Gebiet voll-  
zieht. Wir wissen uns selbst als Glied und Werkzeug solchen neuen Wer-  
dens und wollen uns rückschauend Klarheit geben über die Stellung, die  
wir im großen Wandel der letzten dreißig Jahre eingenommen haben,  
um von hier aus weiterschauend Kraft zu schöpfen und Ziele zu stecken für  
unsere Weiterarbeit. — Zwei große Richtungen zeichnen sich in dem  
geistigen Geschehen unserer Zeit ab — der lebhafteste Wille, verloren-  
gegangene Naturverbundenheit wiederzufinden, und zugleich das Streben,  
seelische Kräfte wieder voll zur Auswirkung gelangen zu lassen, sich letzten  
seelischen Bindungen zu beugen. — Dies sind auch die beiden Antriebe, die  
unsere Bewegung von Anfang an getragen haben. — Es ging uns um ein  
Wiedereindringen in die weiblich-mütterlichen Gebiete, nicht um ein Er-  
obern der männlichen Gebiete. Es ging uns um ein Lösen der Kultur-  
erstarrung, nicht um ein Vordringen derselben. Es ging uns um ein Er-  
leben, nicht um Erkennen, um Sein, nicht um Wissen, nicht um Pflege der  
intellektuellen Kräfte, sondern um Pflege der organisch-seelischen  
Kräfte, um ein Zurück zu den Quellen, zu ewigen Werten und letzten  
Bindungen.“

Die Erlaubnis zum Abdruck des Vortrages verdanken wir der Schrift-  
leitung der Zeitschrift „Deutsche Frauenkultur“, in deren August-  
heft der Vortrag gleichzeitig ungekürzt veröffentlicht wird.

Der Verfasser des Aufsatzes „Jugendnot — Volksnot“, Dr. Ing.  
e. h. Arnold, Gelsenkirchen, Leiter des Deutschen Instituts für Tech-  
nische Arbeitsschulung, kämpft seit mehr als einem Jahrzehnt mit beispiel-  
losem Erfolg für die Erziehung und Erhaltung der deutschen Industrie-  
jugend. Wer sich für die Arbeitsdienstfrage interessiert, sei auf die vor-  
wiegenden Tagen erschienene Flugschrift von Arnold: „Arbeitsdienst-  
pflicht“ verwiesen. (32 Seiten, 50 Pfg.)

Unsere Aufsatzreihe über Rußland bringt u. a. Auszüge aus zwei kürz-  
lich erschienenen Rußlandbüchern. Während das eine Rundt: „Der  
Mensch wird umgebaut“ bewußt keine Ziffernreihen aufmarschieren  
läßt, sondern das Leben des neu-russischen Alltags in seiner bunten Fülle an  
uns vorüberlaufen läßt, ohne mit den Bildern etwas beweisen oder wider-  
legen zu wollen, schürft das Buch von A. W. Just trotz seines spielerisch  
anmutenden Titels „Mit Ilsebill freiwillig nach Sibirien“ tiefer.  
Man kann sich bei der Kritik des Buches vorbehaltlos dem Urteil eines  
der besten Rußlandkenner, Prof. Dr. Arthur Luther von der Universität  
Leipzig, anschließen: „Dieses Buch ist meines Erachtens das Beste, was  
bisher über die Realisierung des Fünfjahresplans geschrieben ist, ungleich  
lebendiger und anschaulicher und aus gründlicher Kenntnis der russischen  
Psyche heraus geschrieben als andere viel gepriesene. Was das Werk so  
wertvoll macht, ist die Kenntnis des russischen Menschen, die den meisten  
Rußlandreisenden fehlt. Man spürt das Bodenständige aus den Berichten  
sogar sofort heraus.“

# Die Bolamillerkrommel

## enthaltend die bymstellen im veranagenen Monat

### etwefanagenen Gnotlwödel

„Erich, ich möchte auch in ein Seebad fahren.“ — „Ach was, wir müssen an unsere unbezahlten Rechnungen denken.“ — „Das können wir doch auch dort tun.“ (Illustriertes Blatt.)

\*

Der Prediger liebte es, sich bilderreich auszudrücken. Eines Tages verglich er das Leben des sündigen Menschen mit einem Schiff, das im Sturm an den Klippen zerbricht. Ein Matrose, der besuchungsweise mit Bekannten in die Kirche gegangen war, hörte sehr interessiert zu. „Die Wellen türmen sich zu Bergen, der Sturm braust, die Segel zerreißen“, donnerte der Geistliche, „das Steuer ist zerbrochen, schon treibt es auf die todbringenden Klippen zu.“ An dieser Stelle schrie eine Stimme aus der Kirche herauf: „Anker fallen lassen! Anker fallen lassen und aufhören zu schwagen!“ (Hamburger Illustrierte.)

\*

Stilblüte aus dem Wahlkampf: Und was wird dann kommen, meine Damen und Herren! Das Volk ist ein Lamm, und die Regierung wird das Schaf scheren, das die goldenen Eier legt, bis sie es ausgepresst hat wie eine Zitrone. (Illustriertes Blatt.)

\*

Der Schotte MacLean kauft ein Päckchen Tabak, kann aber nur mit einem größeren Geldschein zahlen. Immer wieder zählt er dann das Wechselgeld nach bis der Geschäftsführer fragt: „Stimmt das herausgegebene Geld nicht?“

„Na ja“, brummte MacLean, „aber auch man grade so!“ (Berliner Illustrierte.)

\*

Bati, was ist ein Echo? — Ein Echo ist die einzige Gelegenheit, bei der die Frauen mal nicht das letzte Wort haben. (Frankfurter Illustrierte.)

\*

Ein Fräulein mit Namen „Geburt“ ist ihres Aufenthaltes in Deutschland überdrüssig, weil sie ihres Namens wegen immer ausgelacht wird. Sie siedelt daher nach England über. Doch schon nach einem Monat kann man sie wieder in ihrer Heimat sehen. Ein Bekannter ist darüber sehr erstaunt und fragt sie nach dem Grund ihrer Rückreise.

„Oh“, erwidert das Fräulein, „in England ging es mir noch schlimmer, dort nannte man mich immer ‚Miß Geburt‘.“ (Wochenschau.)

\*

Die Zeitwortformen werden durchgenommen. Der Lehrer konjugiert: „... ich wasche mich, du wäschst dich, er wäscht sich, wir waschen uns, ihr wascht euch, sie waschen sich.“ — „Gustav, welche Zeit ist das?“ — „Sicher Sonnabend abend, Herr Lehrer!“ (Berliner Illustrierte.)

\*

Erklärung.

Lieschen ist entschieden gegen das Waschen. Nur mit vielen Versprechungen gelingt es der Mutter, sie morgens unter die Brause zu stellen.

Als kürzlich Oma auf Besuch war und zu der Kleinen sagte: „Mein, Lieschen, bist du aber gewachsen!“, meinte die Kleine tränen- den Auges: „Kunststück, wo mich Mutti jeden Tag so doll begießt!“ (Kölnische Illustrierte.)

\*

Früh übt sich...

„Herr Doktor, ich möchte meine Provision abholen!“

„Provision, wofür?“

„Vorhin war doch ein Herr bei Ihnen, der sich das Bein verstaucht hatte!“

„Ja!“

„Und ich bin der Junge, der ihm die Bananenschale hingelegt hat!“ (Wochenschau.)

\*

„Sag, Gretel, wer hat dich erschaffen?“

„Der liebe Gott, als ich ganz klein war, den Rest bin ich allein gewachsen.“

(Münchener Illustrierte.)

\*

Der biedere Schwabe.

Das Kolleg bei dem berühmten Professor Röntgen in Würzburg war natürlich sehr besucht und fand in einem großen Hörsaal statt. Leider hatte Röntgen die Angewohnheit, sehr leise zu sprechen, so daß er kaum auf den ersten Bänken zu verstehen war. Eine Abordnung der Studenten, die ihn um lauterer Sprechenden bitten sollte, hatte keinen Erfolg. Da saß eines Tages in den vorderen Reihen ein Student aus Schwaben, der wieder vergeblich versuchte, den Vortrag nachzuschreiben. Nachdem er eine Weile vor sich hingebroht hatte: „Zählt mei Vater dös teure Kolleggeld und ich lein' mir“, und ähnliches, klappte er hörbar sein Kollegheft zu und schritt langsam die Stufen zum Ausgang hinauf. Als er fast oben angelangt war, bemerkte ihn Röntgen und rief mit Stentorstimme: „Was fällt Ihnen denn ein? Sie stören meinen Vortrag!“ Der biedere Schwabe dreht sich auf der obersten Stufe um und sagt nur: „Schau, schau, Männle, jetzt kannst du kriechen, jetzt ist's z'spät“, und entwand.

(B. R. in Reclams Universum.)



Höhenluftkurort „Sonnenblick“.

Ein Vorschlag unseres Zeichners Bert Vogler.

Herausgeber: Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — Verantwortl. Hauptschriftleiter: W. Debus, Düsseldorf. Druck: A. Bagel Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — „Das Werk“ kann durch den Verlag, Düsseldorf, Breite Straße 69, die Post oder durch jede Buchhandlung bezogen werden. Jährlicher Bezugspreis (12 Hefte mit zweifarbigem Umschlag) 8 RM., Einzelheft 80 Pf. Zu den Bezugspreisen treten die üblichen Bestellgebühren. Bei Sammelbezug (mindestens 10 Exemplare) wird ein entsprechender Rabatt gewährt. Diesbezügliche Anfragen sind an den Verlag zu richten. — Beamte, Angestellte und Arbeiter der zu den Vereinigten Stahlwerken gehörenden Betriebe erhalten „Das Werk“ zu nachstehenden Vorzugspreisen: Hefte mit zweifarbigem Umschlag jährlich (12 Hefte) 6 RM., Einzelheft 60 Pf.; Hefte mit einfarbigem Umschlag jährlich (12 Hefte) 4,40 RM., Einzelheft 40 Pf., zuzüglich Porto und Verpackung. — Bereits erschienene Hefte des laufenden Jahrganges werden, soweit nicht vergriffen, auf Wunsch nachgeliefert. — Für unverlangt eingelangte Manuskripte wird keinerlei Verpflichtung übernommen. — Schriftleitung und Geschäftsstelle befinden sich in Düsseldorf, Breite Straße 69, wohin alle Mitteilungen zu richten sind.

Fernsprecher: Sammelnummer Ortsverkehr 102 11, Fernverkehr 102 31 (Vereinigte Stahlwerke), Nebenstelle 5 00.